



Erinnern!

Aufgabe, Chance, Herausforderung.

1 | 2015



Gedenkstätte KZ
Lichtenburg Prettin



Gedenkstätte für
Opfer der NS-„Euthanasie“
Bernburg



Gedenkstätte für die
Opfer des KZ
Langenstein-Zwieberge



Gedenkstätte
ROTER OCHSE
Halle (Saale)



Gedenkstätte
Moritzplatz
Magdeburg



Gedenkstätte
Deutsche Teilung
Marienborn



STIFTUNG GEDENKSTÄTTEN SACHSEN-ANHALT

1933

1945

1989

Erinnerungen an meinen Vater

Jean-Pierre Valantin

1

Zwischen den Zeiten – zwischen den Mächten. Die Provinz Sachsen 1945

Silke Satjukow

14

Das Außenlager Genthin des KZ Ravensbrück – Geschichte und Gedenken

Wolfgang Bernicke

28

70 Jahre Massaker von Gardelegen

Thomas Irmer

40

**„Ein Mensch ist erst vergessen, wenn der Name vergessen ist“ –
Stolpersteine für Magdeburg**

Waltraut Zachhuber

48

**Die Aktionen der „Gruppe der Zweiten Generation“
in der Gedenkstätte für die Opfer des KZ Langenstein-Zwieberge**

Gesine Daifi

61

**Besondere Förderung von Gedenkstättenfahrten für Schulklassen –
eine Erfolgsbilanz**

Kai Langer / Maik Reichel

68

Aus der Arbeit der Stiftung

77



Jean-Pierre Valantin u. a. (4. v. rechts) bei einer Kranzniederlegung am sowjetischen Ehrenmahl in Halberstadt, April 2014

Erinnerungen an meinen Vater

Jean-Pierre Valantin, Sohn von Pierre Valantin (1903 – 1985),
Auschwitznummer 186507, Buchenwaldnummer 53297

Aus dem Französischen übersetzt von Gesine Daifi

Vorbemerkung: Im nachfolgenden Bericht schildere ich manchmal starke Gefühle, die ich bei der Arbeit verspürt habe. Für das Verständnis des Lesers wiederhole ich einen mitunter schonungslosen Satz, der mir in dem fraglichen Augenblick oder höchstensfalls einige Stunden später durch den Kopf ging. Doch das soll niemanden zu einer falschen Annahme verleiten. Ich bin ein verständiger und (verhältnismäßig) gebildeter Mensch. Infolgedessen verarbeite ich Informationen im Nachhinein, und die Schlussfolgerung daraus kann sehr weit von dem entfernt sein, was ich empfunden habe. Also urteilen Sie bitte nicht voreilig über meine Meinung. Wenn einige Äußerungen Ihren Anstoß erregen, so liegt dies keinesfalls in meiner Absicht.

Von Beruf bin ich – geboren 1934 – Tiefbauingenieur und habe rund dreißig Jahre damit verbracht, Anlagen im industriellen oder Dienstleistungssektor zu entwerfen und bauen zu lassen. Ab und an hatte ich mir gesagt: *„Eines Tages, wenn ich die Zeit dazu habe, werde ich die Lager besuchen, in denen mein Vater gewesen ist.“* Das war kein Muss, kein Zwang, den ich mir auferlegte. Es war einfach ein Wunsch unter anderen Wünschen.

Im August 2002, als ich schon seit sechs Jahren als Rentner in meiner Heimatstadt Straßburg lebte, unternahm ich gemeinsam mit meiner Frau die erste dieser Reisen. Dafür wählte ich die Gedenkstätten Dachau und Buchenwald aus. Ich hatte mir einige Hinweise über Orte notiert, die ich besichtigen wollte, aber ich ging von einer falschen Voraussetzung aus: Mein Vater war nie im Konzentrationslager Dachau, sondern in Auschwitz. Wie wenig kannte ich doch die Familienunterlagen. Trotz alledem habe ich die Reise nach Dachau nicht bereut. Warum? Weil das gleich 1933 gegründete KZ Dachau als Modell für alle deutschen Konzentrationslager diente. Und auch, weil Dachau sehr einfach und klar zu verstehen ist: ein Werk, ein eingezäuntes Barackenlager, ein Bereich der „Verwaltung“ und schließlich, als Auswuchs, ein Bereich der Vernichtung und des Umgangs mit den Toten.

Das Werk¹, Herzstück und Auslöser für den Bau des Lagers, existiert immer noch. Gewiss, es liegt etwas versteckt. Die Brücke, die zu ihm hinführt, ist mit Efeu bewachsen und der Zugang durch einen Bretterzaun versperrt, doch mein geübtes Auge konnte es nicht übersehen. Es ist aber immer noch in Betrieb, dieses Werk, das ehemals die Häftlinge beschäftigt hatte. Vielleicht hat sich nicht einmal der Name der Gesellschaft geändert. Gleich daneben stehen Baracken in Reih und Glied, wie ein römisches Militärlager, eingezwängt von einem doppelten elektrischen Zaun mit einem – wie ich es nannte – „Loch“ am Ende, durch das man auf dem Areal des Exekutionsortes mit den Gaskammern und Krematorien heraus kommt.

Ich verstand gleich, was das Grauen der Lager ausgemacht haben muss. Der Verwaltungsbereich bestand aus Räumen für Gefängnis, Verhöre und Folter. Ich stellte mir die Schreie am Abend vor, wenige Meter von den Baracken entfernt.

Während des Besuches ärgerte ich mich über drei Sachen. Das erste waren die Informationstafeln in zwei Sprachen: Deutsch und Englisch. Ich sagte mir: *„Die Sprache der Henker und die Sprache der Besatzer, der sogenannten ‚Befreier‘. Keine der über 40 Sprachen der Männer und Frauen, die in diesen Lagern waren. Eine*

traurige Gesellschaft, die nicht einmal versteht, dass sie nur so tut, als würde sie diese ehren.“

Das zweite waren die Mobiltelefone, die klingelten, und ich hörte Sätze wie: *„Ja, mir geht's gut, ich besichtige den Krankenbau.“* – irritierend und abstoßend, wenn man um die wirkliche Bestimmung dieses Krankenbaus weiß.

Das dritte waren die religiösen Bauten, die im hinteren Teil des Lagers unter Einreißen des Lagerzauns und unterhalb des Appellplatzes errichtet worden waren.² Ich dachte nur: *„Wenn diese drei Religionen sich darauf beschränkt hätten, ein Gebäude außerhalb zu errichten, hätte ich es verstanden. Aber nein, sie mussten sich hinein drängen, sich durchsetzen, dabei den Lagerzaun zerstören und den Appellplatz ‚läutern‘!“*

Am 5. August 2002 schrieb ich mir bezüglich des Lagers auf: *„Es ist ein äußerst einfaches Werkzeug. Etwas zum Schlafen, etwas zum Notdurft verrichten, etwas zum Kontrollieren, etwas zum Sterben. Was will man mehr? [...] Das Eingangsgebäude und vor allem sein Tor sind klein. Allerdings, wenn man darüber nachdenkt, warum sollte man es auch groß machen?“*

Schließlich gab es noch einen weiteren Punkt des Ärgers, der den Ort Dachau betrifft. Ich habe mehrfach sagen hören: *„Die Bevölkerung wusste von nichts“*. Doch Moment mal, das Lager liegt am Rand der Fernverkehrsstraße, und es gab keine Mauer. Dieses Argument ist nicht aufrecht zu erhalten, vor allem nicht nach 1943, als die sehr zahlreichen Außenlager überall eröffnet wurden. Dass der Bevölkerung die Bedrohlichkeit nicht in vollem Umfang bewusst war, ist wahrscheinlich. Dass sie Angst gehabt hat, ist sicher – aber dass sie nichts gewusst hat, ist unmöglich.

Dann fuhren wir die 400 km Autobahn nach Weimar. Die Gedenkstätte Buchenwald war keine große Überraschung. Im Wesentlichen fand ich dieselben Elemente wieder: ein Werk, das Häftlingslager mit den Baracken, das Krematorium, der Verwaltungsbereich, ein großer „Bahnhof“ und – neu für mich – die Wohnblöcke der SS-Siedlung. Ich erinnere mich nicht, in Dachau SS-Kasernen gesehen zu haben, obwohl es sie gegeben haben muss. Erst später habe ich anhand von Luftbildern festgestellt, dass nur ein kleiner Teil des ehemaligen Konzentrationslagers Dachau für Besucher zugänglich ist.

In Buchenwald sah ich auch das „Kleine Lager“³, von dem mein Vater sagte, dass es entsetzlich gewesen sei im Vergleich zum „Großen Lager“, und von diesem wiederum

sagte er: „*Verglichen mit Langenstein war es ein Paradies.*“ Ich sah die Bereiche, in denen die Kleidung, Haare, Zähne und Brillen der Häftlinge aufbewahrt werden, den „Carachoweg“⁴ und viele andere Dinge, darunter die Vitrinen mit der tätowierten Menschenhaut und den Schrumpfköpfen. Mein Vater hatte uns davon gleich nach seiner Rückkehr erzählt.

Dann kam ein Schock. Es war gegen 17 Uhr, nicht weit vom Torhaus mit seiner berüchtigten Inschrift „*Jedem das Seine*“. Das Gedränge der Menschen war vorüber. Ich fand mich allein zwischen den beiden ehemals elektrisch geladenen Stacheldrahtzäunen, in der Nähe eines Wachturms, in der endlich eingezogenen Stille, und da hatte ich das stärkste Gefühl von der Art, die man nicht vergisst. Es brachte mich dazu, dass ich mir sagte: „*Ich kann zwar niemals vergessen und verzeihen (das wusste ich seit langem), aber es ist von großer Bedeutung, dass die Menschen davon erfahren, dass ich das zumindest weitergebe.*“

Am 9. August schrieb ich:

*„Ein Lager, das ist:
eine Zufahrtstraße,
ein Bahnhof,
ein Werk,
ein Steinbruch (Bestrafung und Ausbeutung),
eine SS-Garnison (eine kleine Siedlung),
ein ‚politischer‘ Bereich, Folterungen und ‚Bunker‘ (Gefängnis),
das eigentliche Lager mit seinem Eingangsgebäude, seinem Appellplatz, seinem Galgen, seinen Baracken und der Kantine,
der ‚Gesundheitsbereich‘ mit, je nach Fall, der Desinfektion, dem Krankenrevier, dem Krankenhaus aber auch medizinische Experimente. Die Warenlager sind in nächster Nähe.
der ‚Todesbereich‘ mit Gaskammern, Schießplätzen, Exekutionsstätten, Krematorien.
Anmerkung: die verschiedenen Bereiche, vor allem die letzten drei, können sich überschneiden.“*

Noch ein Wort zu Weimar. Wie konnte diese herrliche, kultivierte, erlesene, schöne Stadt, ein Sinnbild der deutschen Intelligenz und Demokratie, zum Schauplatz eines solchen Verbrechens werden? Traum und Albtraum lagen dicht beieinander.

Im Oktober 2008 unternahm ich die zweite Reise, wieder in Begleitung meiner Frau. Ehrlich gesagt waren Halberstadt und Langenstein nicht meine Hauptziele. Ich wollte vor allem Berlin sehen und dies mit den beiden letzten Stationen meiner Reise in die Vergangenheit verbinden.

Bevor wir nach Halberstadt kamen, sah ich an der Straße das Schild „Langenstein“. Ich bog ab, hielt auf dem ersten kleinen Parkplatz und fragte eine Gruppe von Jugendlichen, wo sich das Konzentrationslager befand. Sie beschrieben es mir, und wir erreichten gegen Mittag das Gedenkstättengebäude. Meine Frau und ich besuchten die Ausstellung im Sturmschritt. Eine Mitarbeiterin der Gedenkstätte sprach uns an und ich gab ihr zu verstehen, dass ich der Sohn eines Häftlings sei. Nachdem ich noch zu meiner Frau sagte: *„Während ich das Gelände besichtige, stelle der Dame diese Frage“* (inzwischen habe ich völlig vergessen, was es für eine Frage war), ging ich mir das Außengelände ansehen. Ich war völlig überzeugt, dass es nicht mehr als zehn Minuten dauern und sowieso dem entsprechen würde, was ich aus Dachau und Buchenwald kannte. Ich kam zum Appellplatz, sah ein großes Lager und stellte fest, dass die Stollen, in denen die Häftlinge arbeiten mussten, in der entgegengesetzten Richtung liegen. Mir fehlte die Zeit, dorthin zu gehen, und so kehrte ich in das Gedenkstättengebäude zurück.

Meine Frau sagte mir: *„Die Dame möchte dich noch sprechen“*. Gut, da kann man nichts machen. Da wird sich unsere Reise eben ein wenig verzögern. Ellen Fauser – um die handelte es sich – bat uns in einen kleinen Raum, und bei Kaffee und Keksen unterhielten wir uns. Sie sprach sehr langsam auf Deutsch und so gelang es mir, ihr einigermaßen zu folgen. Wenn ich etwas nicht verstand oder eine Frage stellen wollte, übersetzte meine aus dem Elsass stammende Frau. Schließlich sagte uns Ellen: *„Ich hätte gern, dass Sie meinen Sohn kennenlernen, er interessiert sich für diese Geschichte. Er spricht fließend französisch.“* Der Sohn muss also her! Seine Mutter hatte es aber unterlassen uns mitzuteilen, dass besagter Sohn gerade dabei war zu duschen und anschließend erst mit dem Fahrrad aus Halberstadt kommen musste.

Endlich kam Henning und öffnete seinen Laptop. Der junge Mann zeigte mir eine Luftaufnahme vom Junkerswerk in Halberstadt und sagte: *„Ihr Vater war dort, in dieser Baracke“*, und danach ein weiteres Foto vom Lager Langenstein mit dem deutlich abgegrenzten „Kleinen Lager“: *„Und anschließend war er hier, in dieser Baracke dort.“* Er wusste mehr über meinen Vater als ich.

Dann traten wir vor eine große Wandkarte und Henning erklärte mir mit einem Hinweis auf die Umgebung von Thale: *„Dort ist Ihr Vater geflohen und dort wurde er befreit“*. Im Stillen dachte ich noch: *„Rede du nur. Mein Vater ist von einem Marsch geflohen, der von Buchenwald ausging, also kann das nicht dort gewesen sein.“*

Am späten Nachmittag haben wir uns endlich verabschiedet. Nach Berlin sind wir bei dieser Reise nicht mehr gekommen.

Nach meiner Rückkehr vertiefte ich mich zum ersten Mal ernsthaft in die Geschichte meines Vaters. Es sei daran erinnert, dass die Niederlage Frankreichs gegen das nationalsozialistische Deutschland vom Juni 1940 ein unwahrscheinlicher Schock für ein ganzes Volk und für zahlreiche Länder der Erde war und bis heute unverstündlich bleibt. Frankreich war durch die Demarkationslinie zweigeteilt worden.⁵

Mein Vater, ein Artillerieoffizier, war in die Südzone nach Clermont-Ferrand geflüchtet und arbeitete im Waffenarsenal Les Gravanches. Wir wohnten in der Nähe von Montferrand.

Die Erinnerungen an meine Kindheit gehen dahin, dass wir nicht besonders reich waren. Ich spielte mit Flaschenkorken und Streichhölzern. Abends wurde nur sehr sparsam Licht angemacht und zeitig wieder gelöscht. Von Zeit zu Zeit unternahm mein Vater Fahrten in die benachbarten Dörfer, um sich einige Lebensmittel wie Schinken oder Butter als Ergänzung zu den Rationen zu besorgen. Man brauchte eine gehörige Portion an Einfallsreichtum, um den Kontrollen zu entkommen.

Die Beschäftigung mit dieser Zeit hat mich zu dem Schluss gebracht, dass mein Vater sich zwar dem Waffenstillstand widersetzte, aber gleichzeitig Legalist⁶ (also kein Gaullist⁷) war. Ich denke, dass dies seine Entscheidungen in der Zeit von 1941–43 beeinflusste und gleichzeitig seine Enttäuschungen nach dem Krieg erklärt.

Clermont-Ferrand war damals nicht nur Zufluchtsort für zahlreiche Evakuierte aus Elsass-Lothringen⁸ und der Universität von Straßburg⁹, sondern auch ein bedeutendes Zentrum der Résistance¹⁰ und eine Art letzte Bastion der auf 100.000 Mann dezimierten französischen Armee.

Mein Vater blieb auf seinem Posten im Arsenal und unterstützte von dieser Position aus die Résistance. Mitte des Jahres 1943 hatten Wehrmacht und Gestapo große Schwierigkeiten mit den Studenten und den Maquisards¹¹ in der Region, denn für die Deutschen neigte sich die Zeit der militärischen Siege dem Ende zu und der STO (service du travail obligatoire, dt. Zwangsarbeitsdienst) ließ die Zahl der Maquisards anwachsen.

Während einer Zusammenkunft in Royat wurde auch mein Vater verhaftet. An diesem Abend war er in Besitz von Plänen und Fotos eines speziellen Hundefahrzeuges, das zum Transport von Verletzten dienen sollte. Das ungewöhnliche Fahrzeug ließ wohl keine Zweifel am geplanten Einsatz aufkommen. Mein Vater gehörte zu den Wenigen aus seiner Gruppe, die nicht wieder frei gelassen wurden, sondern kam am 1. Oktober 1943 in das Gefängnis des 92. Infanterieregiments in Clermont. Dort blieb er bis zum 10. Februar 1944. Diese wenigen Monate Aufschub haben ihn gerettet, denn wäre er sofort ins Lager gekommen, hätte er es nicht überlebt. Die Gefangenen wurden von Clermont zunächst nach Compiègne-Royallieu gebracht und von dort nach Deutschland.

Am 1. Mai 1944 erreichte der Transport das Konzentrationslager Auschwitz. Nach 12 Tagen ging es weiter nach Buchenwald, und dort zur Quarantäne in das „Kleine Lager“. Am Rande des Großen Lagers eingerichtet, sah dieser Ort alle nur vorstellbaren Häftlingsgruppen kommen und gehen. Prügeleien und Diebstähle standen dort auf der Tagesordnung. Um der Arbeit im Steinbruch zu entkommen, versuchte mein Vater im Kommando „Mibau“ (Mitteldeutsche Baugemeinschaft) zu arbeiten.

Mein Vater sprach und schrieb gut Deutsch. Das hat ihn mehr als einmal gerettet: beim Wechseln der Seite in der Kolonne, bevor es Schläge hagelte; beim Verhandeln, als sie nach der Flucht vom Todesmarsch zu dritt vom Volkssturm aufgegriffen wurden. Er rauchte nicht und tauschte seine wenigen Zigaretten gegen Essen. Mehrmals lehnte er es ab, nach Essen zu suchen, weil er abwog, dass die dadurch gewonnene Energie die dafür eingesetzte nicht aufwiegen würde. Über die Stärksten, die gleich zu Beginn versuchten, ihr Faustrecht durchzusetzen, sagte er später: *„Sie waren es, die als Erste starben. Sie wandten mehr Energie auf und hatten ein größeres Verlangen als die Anderen.“* Eine wahre Demonstration der Widersinnigkeit des nazistischen Pseudodarwinismus.

Nach der Zerstörung des Werkes Ende August 1944 wurden mein Vater und weitere Spezialisten im folgenden Monat in das Kommando Halberstadt überstellt. Im sogenannten Junkerslager¹² sollte die Herstellung von Tragflächen abgesichert werden. Nach seiner Rückkehr beschrieb mein Vater verschiedene Methoden, um durch das nicht vorschriftsgemäße Anbringen der Nietten die Geschwindigkeit eines Flugzeuges um einige schicksalhafte Stundenkilometer zu verringern. Erwischt zu werden bedeutete allerdings den Tod.

Am 12. Januar 1944 erfolgte der Transfer in das „Kleine Lager“¹³ nach Langenstein. Abgesehen davon, dass die Bedingungen dort schlechter als im Großen Lager waren,

mussten nun auch die technischen Spezialisten im Stollen arbeiten. Bereits ziemlich geschwächt, schätzte mein Vater anhand der verschiedenen Stadien der Degeneration die Dauer seines Lebens ab und nahm seinen Tod für Ende April 1945 an.

Nachdem mein Vater nach Deutschland transportiert worden war, gab es für meine Mutter und mich keinen Grund mehr, in Clermont zu bleiben. Ein Großcousin legte meiner Mutter nahe, nach Aurillac zu kommen. In dem Ort, der 150 km weiter im Südwesten und weniger exponiert lag, konnte er uns leichter helfen. Auch er unterstützte entschlossen die Résistance.

Man durfte nicht sprechen. Für ein Kind wie mich war es unmöglich zu unterscheiden, was man sagen durfte und was nicht. Wenn auch meine Mutter sehr zurückhaltend war, so traf das nicht für die ganze Familie zu. Ich habe aus dieser Zeit eine Schweigsamkeit und ein übermäßiges Misstrauen zurückbehalten, die von meinen Gesprächspartnern zuweilen missverstanden werden.

Die Monate März und April 1945 waren für meine Mutter entsetzlich. Ein Großteil der Bevölkerung war bereits fröhlich gestimmt: *„Es ist vorbei. Frankreich ist befreit. Der Sieg ist nahe. Man muss das Vergangene vergessen.“* Aber meine Mutter hatte immer noch keine Nachricht von ihrem Mann. Schlimmer noch: die Amerikaner entdeckten ein Lager nach dem anderen und berichteten unbedachterweise im Radio über das, was sie vorfanden: Berge von Leichen, Verbrennungsöfen, grauenhafte Dinge.

Und dann, am 5. Mai 1945, erhielt meine Mutter die Nachricht, dass mein Vater in Paris sei. Ich glaube, es war unser Großcousin, der sich relativ unproblematisch ein Auto besorgen konnte und ihn abholte. Noch von Paris aus rief er meine Mutter an: *„Nénette, er ist da. Er hat sich ziemlich verändert.“*

Mein Vater brauchte sehr lange, um wieder gesund zu werden. Aber er versuchte, seinen Platz wieder einzunehmen und das Vergangene zu vergessen. Ich habe von ihm zwei Ausdrucksphasen seiner Erinnerungen erlebt: eine in den Jahren nach seiner Rückkehr, am Ende von Mahlzeiten, sehr authentisch, aber immer als „Aufblitzen“, nicht chronologisch und wahrscheinlich sehr verhalten formuliert (im Hinblick auf die Ohren eines Kindes). Die andere kam sehr viel später in den 1960er/70er Jahren und war als Folge von Zusammenkünften mit ehemaligen Häftlingen weniger authentisch, sondern durch von anderen gehörte Erzählungen erweitert und beeinflusst.

Ich habe meinen Vater in Erinnerung als einen strengen Mann mit hohen Anforderungen, entsetzlich in seiner Wut, beeindruckend durch seinen Blick aus durchdrin-

genden blauen Augen. Mehrmals sah ich Versammelte aufstehen, nur weil er eintrat. Ich habe ihn auch in Erinnerung als einen findigen Techniker voller Ideen, der er als Sohn des Direktors einer Textilfabrik und durch seine Ausbildung war. Für ihn war seine Rückkehr in die Armee mit zahlreichen Enttäuschungen verbunden: seine Bewerbungen auf Posten wurden mit Nachlässigkeit behandelt oder abgelehnt, ein Truppenwechsel erfolgte gegen seinen Willen, man schickte ihn nach Indochina (wohin er angesichts seiner Dienste und seines Gesundheitszustandes niemals hätte gehen dürfen) und die damit verbundenen Versprechungen wurden nicht eingehalten. Wie viele andere auch stand er nicht auf der „richtigen Seite“. Erst nach seiner Rückkehr aus Indochina bekam er den gewünschten Posten als Ausrüstungsinspektor in der französischen Besatzungszone in Deutschland. 1957 verließ er die Armee und war als Ingenieur tätig. Später, als Rentner, nahm er regelmäßig an französisch-deutschen Treffen von Überlebenden teil. Zunächst verstand ich diese Begeisterung nicht. Wie konnte ein Mann, der so gelitten hatte, Freude an diesen Treffen finden?

Anlässlich der Tage der Begegnung 2013 kam ich wiederum nach Deutschland und konnte endlich den gesamten Bereich des Lagers Langenstein-Zwieberge besichtigen. Ich sah Henning wieder, der mein Zögern spürte und mir erneut sagte: *„Doch, ich versichere Ihnen: Ihr Vater ist geflohen und wurde in Thale eingesperrt. Sie zweifeln daran. Ich werde es Ihnen beweisen.“* Am selben Nachmittag sah ich noch, wie jemand ein Album von Luftaufnahmen herumzeigte, die sich auf den Todesmarsch¹⁴ bezogen. Selbst von Weitem erkannte ich den Wert der Arbeit, aber ich konnte nicht näher treten. Und tief in mir fühlte ich mich auch nicht betroffen.

Am 17. Mai 2013 erhielt ich dann von Henning Fauser Kopien von zwei Zeitzeugenberichten, einen von Simon Willard, den zweiten von meinem Vater. Es bestand kein Zweifel mehr: die beiden Berichte thematisierten unmissverständlich ihre Flucht zu dritt mit dem Belgier Roger van Praag vom Todesmarsch am 9. April 1945 gegen Mitternacht in der Nähe von Quedlinburg, das Umherirren in Richtung Westen, das Aufgreifen durch den Volkssturm und neuerliches Einsperren im Gefängnis von Thale, und schließlich am 22. April die Befreiung durch amerikanische Truppen.

In Thale hatte sich schon seit Tagen das Verhalten der Wärter geändert und der nahe Gefechtslärm war leiser geworden. Und eines Tages sah einer der Gefangenen durch das Kellerfenster Soldaten mit schwarzer Hautfarbe. Im Übrigen trugen die amerikanischen

Soldaten auch keine genagelten Stiefel, sondern sogenannte Rangers, die ganz andere Geräusche machten. Das bedeutete für die Gefangenen, die Aufmerksamkeit auf sich zu lenken, damit sie befreit werden konnten. Diese Geschichte hatte mein Vater uns so manches Mal erzählt. Ich hatte mich nur in Hinsicht auf den Ort geirrt, weil ich glaubte, mein Vater wäre zwischenzeitlich wieder nach Buchenwald gebracht worden. Nun betrachtete ich den Evakuierungsmarsch aus dem Lager Langenstein-Zwieberge mit ganz anderen Augen.

Henning Fauser und André Baud gaben mir die Adresse von Michel Dricot¹⁵, des Mannes, den ich in Langenstein mit den Luftbildern gesehen hatte. Von ihm erfuhr ich eine unglaubliche Sache: Roger van Praag, der Kamerad, mit dem mein Vater geflüchtet war, kannte Jules Dricot, den Vater von Michel, der auf dem Marsch starb. Auf meine Bitte hin schickte Michel mir ein Exemplar seines Albums. Es gefiel mir sehr gut. Schade, dass es nur in wenigen Exemplaren existierte. Und dann gab es auch eine Passage zur Wegstrecke, mit der ich aufgrund meiner Kenntnisse nicht einverstanden war. Deshalb schrieb ich im Juni 2013 einen Brief an Michel mit Vorschlägen für eine Broschüre. Das Projekt sollte uns die kommenden zwei Jahre beschäftigen.

Mein Ziel war es, zumindest den Weg der Kolonne 1, in der sich mein Vater und Paul Le Goupil befanden, so genau wie möglich zu rekonstruieren. Dafür habe ich gelesen, recherchiert und vor Ort geforscht. So suchte ich den Tunnel unter der Autobahn Leipzig – Berlin, durch den die Kolonne 1 marschierte. Dafür bin ich mehrfach dorthin gefahren. Hoch oben auf ihrem Trecker werden sich mehrere deutsche Bauern wohl gefragt haben, was denn ein französisches Auto auf ihren Feldern zu suchen habe.

Angesichts meiner Fragen ohne Antworten sagte mir André Baud eines Tages: „*Du solltest Paul Le Goupil¹⁶ kontaktieren*“. Da ich nicht wusste, dass Paul meine Eltern gut kannte, zögerte ich zunächst. Paul hat dann begonnen, mir Dokumente zu schicken. Eine Frage nach der anderen konnte beantwortet werden, aber jede Antwort warf auch neue Fragen auf. Heute verfüge ich über etwa einen Kubikmeter Papiere, die ich aus Zeitmangel noch nicht vollständig durchgesehen habe.

Zur Zeit gibt es Tage, an denen ich mich ein wenig erdrückt fühle. Überall um mich herum, um uns herum, in den Vogesen, im Elsass, gibt es lebendige Erinnerungen an 1870 (Wörth, Reichshoffen, die Bombardierung von Straßburg, der Großbrand der Bibliothek, der unwiederbringliche Verlust von Frühdrucken), an 1914–18 (die entsetzlichen Schlachten an der Vogesenkammstraße, September 1914, die schlimmsten

Tage der französischen Armee, Senones und Raon l'Étape, die Region meiner Eltern, wurden verwüstet), an 1939 – 45 (die Maginot-Linie, die präventive Evakuierung von Elsass-Lothringen, die Maquisards, die Grenzgänger, Moussey – das kleine Dorf in dem meine Mutter geboren wurde, hatte nach Oradour-sur-Glane¹⁷ mit seiner traurigen Berühmtheit die in Frankreich am meisten betroffene Bevölkerung¹⁸ –, das Lager von Schirmeck-Vorbruck, das Schweigen der Einwohner und der Elsässer, das Lager Struthof, seine von der Universität Straßburg durchgeführten medizinischen Experimente, die „Malgré-Nous“ (jene Elsässer, die unter Zwang in die deutsche Armee eingezogen wurden und von denen einige auf unglaublichen Wegen zurückkehrten), der von der Résistance erlebte Schrecken und Wahnsinn, die Kämpfe von 1944, die 2. Panzerdivision, die Kämpfe von Gambsheim und um den Brückenkopf Elsass). Dieser Landstrich ist geprägt von Freiheit, Kultur und Lebensfreude, ist aber auch seit langer Zeit immer wieder Schauplatz von Auseinandersetzungen.

Im Gegensatz zu jenen, deren Väter nicht zurückgekehrt sind, hatte ich ursprünglich kein Bedürfnis, mehr in Erfahrung zu bringen. Tief in meinem Inneren wusste ich von den wesentlichen Dingen, die mein Vater gelegentlich während der Mahlzeiten erzählte. Er selbst ließ diesen Zeitabschnitt hinter sich, indem er sich seiner beruflichen Laufbahn widmete. Mehr war für mich eigentlich nicht nötig, aber die Erfahrungen, die ich bei der Beschäftigung mit der Geschichte meines Vaters machte, waren dann doch viel bedeutungsvoller als gedacht. Oft war ich überrascht von der Wirkung mancher Information. Ich wunderte mich auch sehr über das Interesse, das meine Informationen bei meinen Neffen und Nichten hervorrief. Sie hatten ihn ja gekannt, den „Großpapa“.

Viele Dinge hätte ich schon im Familienarchiv finden können. Deshalb war meine Vorgehensweise genaugenommen keine Forschung, sondern ein Eintauchen in die Geschichte und dank der Bekanntschaften, die ich schließen konnte, zugleich eine wertvolle menschliche Erfahrung. Inzwischen bin ich in der Lage, nicht nur die deutsche Sprache, sondern auch Deutschland und die Deutschen zu verstehen. Ich musste manches Vorurteil revidieren. Feste Freundschaften ergaben sich. So habe ich einige außergewöhnliche Minuten erlebt am 12. April 2014 mitten auf dem Friedhof von Halberstadt, als Otto Herzberg¹⁹ mit seiner klaren und tönenden Stimme einer kleinen Gruppe von uns von den furchtbaren Monaten März, April und Mai 1945, von dem fortwährenden Elend und dem Leid der Bevölkerung erzählte.²⁰ Es sind diese besonderen Momente, die Vieles aufwiegen und das Miteinander bereichern.

Während der großen Gedenkveranstaltungen traf ich auf Vertreter anderer Völker, aus deren Reihen Menschen in Langenstein-Zwieberge inhaftiert waren: Polen, Letten, Russen, Belgier, Niederländer, Italiener. Ich hörte ihre Sprache – und das war nicht das übliche Gerede von Autoritäten oder Geschäftsleuten, sondern eine Sprache von Menschen, die etwas zu sagen haben. Und ich sah auch mein eigenes Volk mit anderen Augen. Ich hatte nicht damit gerechnet, dass es unter denen, die in Zwieberge waren, so außergewöhnliche Menschen gab.

Anmerkungen

- 1 Das KZ Dachau wurde auf dem Gelände einer alten Munitionsfabrik errichtet.
- 2 Zu den religiösen Einrichtungen im Nordteil der Gedenkstätte gehören die katholische Todesangst-Christi-Kapelle, die evangelische Versöhnungskirche, die jüdische Gedenkstätte, die russisch-orthodoxe Kapelle und das Kloster der Unbeschuhten Karmeliterinnen.
- 3 Das „Kleine Lager“ war ein abgetrennter Bereich des Hauptlagers, der als Durchgangsbereich zur Verteilung der Häftlinge auf diverse Außenlager diente.
- 4 „Carachoweg“ ist eine Bezeichnung der Häftlinge für die Strecke vom Bahnhof bis zum Lagertor, auf der neu angekommene Transporte von der SS mit Hunden in das Lager gehetzt wurden.
- 5 Nach dem deutschen Sieg über Frankreich unterzeichneten beide Staaten am 22. Juni 1940 im Wald von Compiègne einen Waffenstillstand, der zu einer Teilung des Landes führte: Die Nordhälfte Frankreichs unter Einschluss der Industriegebiete sowie der französischen Atlantikküste bis zur spanischen Grenze unterstand einer in Paris residierenden deutschen Militärverwaltung unter General Otto von Stülpnagel (1878 – 1948). Im von der Wehrmacht unbesetzten Süden war die Stadt Vichy im Departement Allier ab Juli 1940 Sitz einer französischen Regierung unter Henri Philippe Pétain.
- 6 Der Legalismus basiert auf der Betonung rechtlicher Regelungen zum Schutz des Volkes vor der Willkür, die zum Beispiel durch eine Monarchie oder reine Diktatur ausgeübt wird.
- 7 Der französische General Charles de Gaulle (1890 – 1970) und spätere (1959 – 1969) Präsident der französischen Republik war im Juni 1940 nach London geflohen und rief von dort seine Landsleute zum Widerstand gegen die deutschen Besatzer und die französische Kollaborationsregierung auf, die ihn daraufhin wegen Hochverrats in Abwesenheit zum Tode verurteilte. De Gaulles Sympathisanten in Frankreich galten in den Jahren 1941–43 unter der Mehrheit der Bevölkerung bestenfalls als „hirnlose Idealisten“ und schlimmstenfalls, wie de Gaulle selbst, als Verräter. Viele Franzosen änderten diese Einstellung erst mit der

Befreiung Frankreichs im Jahre 1944.

- 8 Elsass und Lothringen waren der Zivilverwaltung der angrenzenden deutschen Gaue Baden und Saar-Pfalz unterstellt und damit faktisch vom Deutschen Reich annektiert.
- 9 Die französische Université de Strasbourg, die seit 1919 in den Gebäuden der vorhergehenden deutschen Reichsuniversität Straßburg bestanden hatte, war ab Ende 1939 evakuiert worden. Der Universitätsbetrieb wurde ins südfranzösische Clermont-Ferrand verlagert.
- 10 Es handelt sich hier um einen Sammelbegriff für französische – und belgische – Widerstandsbewegungen gegen die deutsche Besatzung und ihre Verbündeten.
- 11 Der Maquis (oder: die Maquisards) ist eine Bezeichnung für französische Widerstandskämpfer, die sich in Wäldern und wenig bevölkerten Gegenden aufhielten und als Partisanen gegen die deutschen Besatzungstruppen kämpften.
- 12 Das aus vier Baracken bestehende „Junkerslager“ befand sich auf dem Gelände der Halberstädter Junkerswerke. Die Mehrzahl der dort inhaftierten Häftlinge musste an der Herstellung von Tragflächen für das Junkers-Bombenflugzeug Ju 88 arbeiten.
- 13 Im Januar 1945 wurden zur Unterbringung von Häftlingen aus Zweigbetrieben der Junkerswerke in Halberstadt, Aschersleben und Niederorschel drei Baracken des Lagers abgetrennt. Diese Häftlinge sollten im Stollen Flugzeugteile fertigen. Da dieser nicht fertiggestellt war, wurden auch sie zum Bau des Stollens eingesetzt.
- 14 Am 9. April 1945 wurde das Lager Langenstein-Zwieberge evakuiert und ca. 3.000 noch gefähige Häftlinge auf einen Marsch getrieben, den mehr als 2.500 von ihnen nicht überlebten.
- 15 Michel Dricot ist der Sohn des auf dem Todesmarsch umgekommenen belgischen Häftlings Jules Dricot.
- 16 Der Franzose Paul Le Goupil kam über die Lager Compiègne, Auschwitz, Buchenwald und das Halberstädter Junkerslager im Januar 1945 nach Zwieberge und überlebte den Todesmarsch. Seinen intensiven Nachforschungen in französischen Archiven sind zahlreiche Dokumente und Informationen zu Langenstein-Zwieberge zu verdanken.
- 17 Am 10. Juni 1944 ermordete die SS mehr als 600 und damit fast alle Einwohner des Ortes und zerstörte die Häuser, angeblich als Vergeltung für Partisanenangriffe auf die deutschen Besatzungstruppen.
- 18 Paul Le Goupil und Pierre Valantin sahen mehrere von diesen Männern in Langenstein ankommen.
- 19 Otto Herzberg ist der inzwischen pensionierte Direktor der Schule in Langenstein und Mitglied des Fördervereins der Gedenkstätte.
- 20 „Halberstadt hat in wenigen Wochen die Bombardierung, den Widerstand von fanatischen Nazis (es sei erinnert an Arminius), die Konfrontation mit den Alliierten, die Befreiung des Lagers Zwieberge mit seinem Quantum an Sterbenden, die von Evakuierungsmärschen mehrerer benachbarter Lager übrig Gebliebenen und vieles mehr erlebt. Die (provisorischen) Krankenhäuser und die Friedhöfe quollen über.“



Tor zum sowjetischen Ehrenfriedhof im Magdeburger Nordpark, 2015

Zwischen den Zeiten – zwischen den Mächten. Die Provinz Sachsen 1945

Silke Satjukow

„Wir sind bis in unsere Tiefen aufgerüttelt. Enttäuschung, Grauen, Entsetzen, Mutlosigkeit, Hoffnungslosigkeit, Verzweiflung, alle diese Gefühle streiten miteinander. Wir befinden uns in einer Gemütsverfassung, die uns fast zu Boden drückt. Die Leute glauben, was die Sender gesagt haben, sie glauben, daß Magdeburg russisch ist. Die englische Fahne ist fort, die rote Fahne weht am hohen Mast drüben auf einem Gebäude neben dem Dom.“¹

Tagebucheintrag der Magdeburgerin Marianne Gutsche vom 3. Juli 1945

Erwartungen beim Einmarsch der Alliierten

Im Frühjahr 1945 geriet die Provinz Sachsen zum Frontgebiet: Am 5. Mai 1945 zog die Rote Armee in den Osten der Provinzhauptstadt Magdeburg ein.² Zwei Monate später

übernahm sie auch im zunächst amerikanisch und britisch besetzten Westteil das Regime. Ein Einheimischer hielt damals fest: „In langen Kolonnen zu Fuß, unterbrochen von kleinen Panjewagen, die durcheinander beladen waren mit Kriegsmaterial, Möbeln, uneinheitlich in Ausrüstung und Uniform, so zogen die russischen Truppen durch die menschenleeren Straßen [...]. Die Armee eines armen Volkes folgte den Soldaten der westlichen Mächte, die in ihrem prachtvollen Aussehen in jeglicher Hinsicht, mitunter fast einen operettenhaften Eindruck gemacht hatten. An diesem Tag, das war uns klar, war die Grenze Asiens mitten nach Deutschland verlegt worden.“³

Am Ende des Zweiten Weltkrieges glich Magdeburg wie Dresden und Köln einem unüberschaubaren Trümmerfeld: Häuser und Kirchen, Straßen und Plätze waren zerstört. Bei einem verheerenden Bombenangriff am 16. Januar 1945 war die Stadt zum zweiten Mal in ihrer Geschichte „magdeburgisiert“ worden. Doch nicht nur die prachtvollen Gebäude lagen in Trümmern – auch die Visionen und Träume von einem vermeintlich tausendjährigen „Dritten Reich“ waren am Ende. Zerstörung aller Orten, alle öffentliche Ordnung lag darnieder. Nun drohte diese Steinwüste also zur asiatischen Steppe zu werden – zumindest in den Köpfen der Zeitgenossen.

1945 war das letzte Kriegsjahr und das erste Friedensjahr zugleich – mit einem strahlenden Sommer übrigens, der Krieg, Tod und Leid zuweilen vergessen machte. Die unmittelbare Nachkriegszeit bedeutete für die Bevölkerung, dass sie in jenen Jahren ihr Leben im Interim – zwischen den Mächten – einrichten musste: Zwischen der Herrschaft der Nationalsozialisten, einer Vergangenheit, die nicht vergangen war, und der Herrschaft der Kommunisten, einer Zukunft, die sich schon bald abzeichnete. Und zwischen den Siegermächten: Das Land war gleich von drei Armeen besetzt worden – von den Amerikanern, von den Briten und von den „Russen“. Letztere blieben.

Dieser Beitrag beschränkt sich auf die Beschreibung *eines* dieser zahlreichen Machtfelder: auf das Leben unter und mit der sowjetischen Besatzungsmacht; auf ein Miteinander und Gegeneinander mit sehr zwiespältigen Erwartungen und Erfahrungen auf beiden Seiten.

Die erste Begegnung zwischen Rotarmisten und der Bevölkerung grub sich tief in beider Gedächtnis ein.⁴ Für die alle und alles beherrschende Furcht der Deutschen vor dem vermeintlichen „Untermenschen“ aus dem Osten trug nicht zuletzt die nationalsozialistische Propaganda des letzten Kriegsjahres Verantwortung. Die mit allen denkbaren Motiven und Mitteln geschürte Vorstellung, man habe es mit brutalen, unberechen-

baren und animalischen Barbaren zu tun, führte spätestens seit den Niederlagen in Stalingrad und der Schlacht am Kursker Bogen 1943 zu schierer Vernichtungsangst auf deutscher Seite.⁵ Berichte über Gräueltaten von Rotarmisten und über unweigerlich kommende Gewaltverbrechen gegenüber deutschen Zivilisten wurden in den Medien prominent platziert – nicht zuletzt auch, um den Kampf um das Reich vollends zum „totalen Krieg“ zu enthemmen.⁶ Denn: Sollten diese grässlichen Feinde jemals deutsches Territorium erreichen, würde „die europäische Kultur, die, befruchtet aus der antiken Vorzeit, nun bald eine zweieinhalbtausendjährige Geschichte hat, [...] abgelöst werden von der grauenhaftesten Barbarei aller Zeiten“.⁷ Diese radikalen Motive verbreiteten Panik – und sie bereiteten den Boden für die angstvollen Erwartungen an die heran- und einrückenden sowjetischen Truppen. Die Deutschen fürchteten sich daher nicht etwa vor eventuellen Ungewissheiten, sondern vor den vermeintlichen Gewissheiten einer künftigen Besatzung: „Alle sagen, es wäre besser tot zu sein, als den Russen in die Hände zu fallen. Das waren doch Tiere.“⁸

Das erste Aufeinandertreffen von Deutschen und Rotarmisten

Für die besonders drängende Furcht vor sexuellen Gewalttaten, die sowohl in den Berichten aus der Zeit als auch in späteren Erinnerungen besonders hervortrat, zeichnete die nationalsozialistische Propaganda des letzten Kriegsjahres verantwortlich. Plakate, auf denen „der Russe“ mit dem Kopf eines Wolfes zu sehen war, im Maul ein bluttriefendes Messer, wirkten ebenso abschreckend wie die täglichen „Schändungsmeldungen“ in der Presse: „In allen Bauernhäusern sind Gruppen von alten Männern und Frauen gefunden worden, die mit durchgeschnittenen Pulsadern oder mit Genickschüssen auf Decken oder Sofas lagen. Buchstäblich alle jungen Frauen waren von den Bolschewisten vergewaltigt worden. Jeweils die Hälfte der Dörfer war abgebrannt.“⁹ Aus dieser Hölle schien es keinen Ausweg zu geben: „Die Frauen werden in der Regel in einen Raum gezerrt und dort von sämtlichen Rotarmisten vergewaltigt. Da diese Horden in den meisten Fällen zahlreicher sind als die Frauen, werden diese mehrmals geschändet.“¹⁰ Zu der Medienhetze kamen die unmittelbar und mittelbar kommunizierten Schreckensberichte von Flüchtlingen aus Ost- und Westpreußen sowie aus Hinterpommern und Schlesien, die solche Verbrechen persönlich beglaubigten.

Ähnlich wie die Deutschen glaubten auch die Rotarmisten genau zu wissen, wen sie in Deutschland vorfinden würden: Bestien nämlich, „die in der eigenen Höhle“ zu töten

seien. Auch in der Sowjetunion hatte die Propaganda seit Kriegsbeginn ganze Arbeit geleistet. So forderte der bekannte Publizist Ilja Ehrenburg in einem Flugblatt: „Wir werden nicht reden. Uns nicht empören. Wir werden töten. Wenn Du nicht an einem Tag wenigstens einen Deutschen getötet hast, ist Dein Tag verloren. [...] Töte den Deutschen!, bittet Dich die alte Mutter, Töte den Deutschen!, fleht Dich Dein Kind an. Töte den Deutschen!, schreit Mutter Erde. Verfehle Dein Ziel nicht, laß niemanden aus. Töte!“¹¹ Es gab Tausende solcher Flugblätter.

Angesichts der deutschen Zerstörungswut, die die Rotarmisten etwa in brennenden weißrussischen und ukrainischen Dörfern oder bei der Befreiung von Auschwitz erleben mussten, nahm sich ihr wachsender Hass vollkommen gerecht aus. Vor allem an vorderster Front gerann die Wut auf die Deutschen zur wichtigsten Voraussetzung für die Kampffähigkeit der Truppe, zum entscheidenden Motiv für ihre Einsatzbereitschaft. Mittlerweile hatte fast jeder Rotarmist eine persönliche Rechnung zu begleichen, sei es, weil er Angehörige oder Freunde verloren hatte, sein Wohnhaus oder sein Dorf zerstört worden war, oder weil seine Familie unter den enormen Kriegsbelastungen zu leiden hatte. – Von 27 Millionen sowjetischen Kriegsoffern waren „nur“ 8 Millionen Soldaten, die überwiegende Mehrheit hingegen Zivilisten. Spätestens seit Herbst 1944 sehnte die Mehrzahl der Rotarmisten einen blutigen Vergeltungsschlag herbei.

Was die Rotarmisten beim Einmarsch in den Ostgebieten des Reichs vorfanden, machte sie fassungslos: ausgebaute Straßen, schöne Häuser und vergleichsweise gut genährte und gut gekleidete Menschen. Solcher Reichtum musste – im Interesse der eigenen Selbstbehauptung – verhöhnt; die Deutschen mussten gedemütigt werden. Die Häuser des Feindes fielen so nicht nur der Zerstörung zum Opfer, sie wurden noch mit Fäkalien und Unrat beschmutzt. „Wenn du nur wüsstest“, schrieb ein sowjetischer Kommandeur seiner Frau, „wie viele Wertgegenstände wir hier zerschlagen, wie viele wunderbare Häuser wir hier niederbrennen. Und zugleich haben die Soldaten Recht. In jene Welt dort oben oder auch nur in dieser Welt können sie nicht alles mit sich nehmen, und beim Zerschlagen eines Spiegels, der über die ganze Wand reicht, wird ihnen leichter. Eine eigenartige Erleichterung, ein Sich entladen, eine allgemeine Entspannung des Organismus und des Bewusstseins.“¹²

Als die Soldaten auf deutsche Frauen und Kinder stießen, stachelte deren Angst den Hass noch mehr an. Ein Rotarmist schrieb nach Hause: „Ihre Häuser brennen, ihr Besitz geht unter, und sie selber wurden obdachlos. Und man möchte jedem ins Gesicht sagen: So,

das bekommst du für unser Leiden, so, das bekommst du für das Leiden meiner Familie und Hunderttausender anderer Familien. Mit tiefer Abscheu siehst du auf diese Ausgeburten der Menschheit, egal ob es Männer, Frauen oder Kinder sind. Die Männer waren die unmittelbar Ausführenden dieser Verbrechen, die Frauen haben ihnen dabei geholfen, wenn nicht physisch dann moralisch, und die Kinder bereiteten sich darauf vor, genau solche Verbrechen zu begehen wie ihre Väter, betrachteten sich als von Geburt an ‚über allen stehend‘. [...] Ihr Aussehen ist kläglich, aber es gibt kein Mitleid mit ihnen.“¹³

Tatsächlich kam es beim Einmarsch der Sieger in die Dörfer und Städte der Provinz Sachsen Anfang Mai zu vielfachen Gewaltausbrüchen. „Die Russen“ zogen in die Straßen ein, bezogen Häuser und ganze Wohnblocks, mehr noch: sie quartierten sich in den Wohnungen ein. Während sie selbst das Mobiliar in der Wohnstube in Beschlag nahmen und zugleich die Vorräte verzehrten, wurden die rechtmäßigen Bewohner entweder verjagt oder in die Dachstuben verwiesen. Es zogen Herrscher ein, die nicht nur die Nutzung des Eigentums, sondern auch Dienstleistungen aller Art ultimativ abforderten. Über die politische und gesellschaftliche Gewalt hinaus, welche die „Besatzungsmacht“ en gros für sich reklamierte und bisweilen brachial ausübte, lässt sich in diesen ersten Jahren eine Sorte von Gewalt feststellen, die ganz persönliche und sehr intime Wirkungsmacht entfaltete. Vor allem die Erfahrungen mit dieser zweiten Gattung von Gewalt brannten sich tief in das Gedächtnis der Bevölkerung ein, über Jahrzehnte wurden sie immer wieder aufgerufen.

Wie von den Deutschen erwartet, kam es nun massenhaft zu spontanen, aber auch zu systematisch verübten sexuellen Übergriffen. Über das Ausmaß lässt sich nur spekulieren, verlässliche Quellen existieren nicht. Die meisten Gewalttaten geschahen in den ersten Monaten nach dem Krieg, im April, Mai und im Juni. Fundierte Berechnungen gehen für die gesamte sowjetische Besatzungszone, für die ehemaligen deutschen Ostgebiete sowie für die Vorfälle während Flucht und Vertreibung von nicht weniger als 1,9 Millionen Betroffenen aus.¹⁴

Die Profile der Verbrechen und die Gemengelage der mutmaßlichen Motive der Rotarmisten erweisen sich je nach Zeit, Ort und Umständen durchaus als unterschiedlich. Tathergänge aus Ostpreußen differieren beispielsweise augenfällig von Augenzeugenberichten aus Berlin. Während anfangs offenbar die brutale und kollektive Demütigung von Frauen in aller Öffentlichkeit dominierte, die nicht vor Kindern, Greisinnen, Kranken, Wöchnerinnen und Sterbenden Halt machte, schien es den Tätern später eher darum

gegangen zu sein, vermeintliche Siegerrechte in einem Niemandsland einzufordern. Einige Studien gehen davon aus, dass dabei die Wahrnehmung der Frauen inmitten ihres häuslichen Umfeldes Erinnerungen an die verlorene eigene familiäre Geborgenheit hervorgerufen haben könnte. Diese Komponente würde auch erklären, dass sich in der Folge häufig gewaltfreie intime Beziehungen entwickelten, die freilich weiterhin auf einseitigen Abhängigkeiten beruhten. Neben den genannten Rachemotiven scheint bei den Übergriffen vor allem die Befriedigung von Aggressions- und Gewaltbedürfnissen eine Rolle gespielt zu haben, ein Phänomen, das nicht nur traditionellen, sondern auch modernen patriarchalischen Gesellschaften eigen ist und unter den Bedingungen des totalen Krieges extensive Formen annahm. Sexueller Gewalt förderlich waren zudem der leichte Zugang zu Alkohol sowie die zu erwartende Demobilisierung der Soldaten und damit eine gewisse Aussicht auf Straffreiheit. Hinzu kamen die widersprüchlichen Haltungen der jeweiligen Vorgesetzten: Bisweilen ahndeten sie Sexualverbrechen durchaus mit standrechtlichen Erschießungen – in den meisten Fällen aber ignorierten oder goutierten sie diese extremen Normenverstöße.¹⁵

Kontaktnahmen und Beziehungen im Nachkriegsalltag

Nur wenige Tage vor dem Einmarsch der Roten Armee in Magdeburg am 5. Mai erließ das sowjetische Oberkommando erstmals eine Direktive über das Verhalten der Besatzer in Deutschland (zuvor war quasi jede Handlung erlaubt gewesen): Man müsse, hieß es nun, zwischen der Hitler-Clique und den ehrlichen deutschen Menschen unterscheiden: Dies erinnert an die allbekannte Sentenz Stalins: „Die Hitler kommen und gehen, das deutsche Volk aber, der deutsche Staat aber bleibt.“¹⁶

Freilich nützten solche Maßregelungen durch das Oberkommando der Roten Armee im Mai 1945 wenig. Die Soldaten wollten Rache üben – und sie übten Rache. So schrieb die Sanitäterin Ekaterina Katukova: „Ehrlich gesagt, fällt es vielen unserer Kämpfer schwer, diese Haltung eines taktvollen Umganges mit der Bevölkerung einzunehmen [...]. Wahrscheinlich werden Jahre vergehen und vieles wird sich ändern. Vielleicht fahren wir einst sogar als Gäste zu den Deutschen, um uns die heutigen Schlachtfelder anzusehen. Aber bis dahin muß noch viel in der Seele verglühn [...]. Vieles ist noch zu nahe [...].“¹⁷

Was unternahmen die Truppenkommandeure und die Standort-Kommandanten in Magdeburg gegen diese fortdauernden Disziplinverstöße?

Eine der wichtigsten Maßnahmen war das Kontaktverbot zur deutschen Bevölkerung, das Fraternisierungsverbot. Angesichts der Tatsache, dass die Offiziere und Zivilbediensteten in deutschen Häusern Tür an Tür mit Deutschen zusammenwohnten, ein aussichtsloses Unterfangen. Im Gegenteil: die Zahl „deutsch-russischer Haushalte“ wuchs im Sommer 1945 immens an. Daran änderten auch die an den Litfasssäulen angeschlagenen Befehle der Kommandanturen nichts, die der Bevölkerung verboten, Angehörige der Besatzungsmacht zum Übernachten mitzunehmen. Verboten war auch der Verkauf von Spirituosen an Armeeingehörige.

Einer der Hauptgründe für die andauernden Disziplinstöße war nicht so sehr ein mangelhaftes „sozialistisches Bewusstsein“, sondern das Fehlen wirklicher Herausforderungen im Dienstalltag. Die Militärs hörten nicht auf, sich über lähmende Längeweile zu beschweren, die sie mit ausgiebigen Trinkgelagen zu ersticken versuchten.¹⁸

Ein Soldat berichtete: „Ich diene in der Kommandantur, wo es nicht gerade viel zu tun gibt. Ich war noch nicht einmal auf Posten. Ich gehe zu ‚meiner Frau‘ schlafen, keinen kümmert das. Wohin du dich legen willst, leg dich, wann immer du aufstehen willst, steh auf. Trink den ganzen Tag und niemand wird dich fragen, weshalb du trinkst.“ Immer öfter tauchten in den Rapporten Beschwerden auf: „Die gesamte Truppe trinkt bis zum Umfallen – und das jeden verdammten Tag.“¹⁹

Die Geheimdienst-Berichte über den Zustand der Truppe zeigen, dass die meisten Vergehen unter Alkoholeinfluss begangen wurden und zwar sowohl durch Offiziere als auch durch einfache Soldaten. Die Strafen, die für Trunkenheit verhängt wurden, waren freilich gering. Kamen nicht noch schwerwiegendere Verfehlungen hinzu, so hatte der Delinquent, wenn überhaupt, mit wenigen Tagen Arrest im „Karzer“ zu rechnen. Die zuständigen Ehrengerichte wurden dabei so gut wie nie einberufen. Sowohl den Vorgesetzten als auch der Truppe war klar, dass die regelmäßig angewiesenen „Erziehungsmaßnahmen“ nicht wirklich von bleibender Wirkung sein konnten, vor allem aber, dass sie nur einen Tropfen auf den heißen Stein bedeuteten.²⁰

Auch die nun auch in Deutschland stationierten Angehörigen verzweifelten. So schrieb eine Offizierstochter in ihrer Not den Großeltern: „Papa trinkt immerzu Wodka, und dann schreit er herum. Er geht ins deutsche Restaurant und verbringt dort mit deutschen Frauen seine Zeit. Gestern ist Mama zwölf Uhr nachts in dieses Restaurant gefahren, es liegt etwas außerhalb. Sie ging zu seinem Tisch und fragte ihn: ‚Hast Du vergessen, wo Du dich befindest? Was tust Du hier eigentlich?‘ Da hat er Mama fast erdrosselt,

zwei Männer konnten ihn gerade noch davon abhalten. Dann ist er verschwunden, die ganze Nacht war er weg und ist auch nicht zur Arbeit erschienen. Am nächsten Tag kam er dann, wieder betrunken. Er hat mich und unseren Chauffeur verprügelt und ist dann wieder Saufen gegangen.“²¹

Solche Briefe erreichten nicht nur die Verwandten, nicht selten wandten sich die Ehefrauen auch an die Vorgesetzten ihrer Männer, bisweilen sogar an Stalin persönlich. Detailliert wurden ihm darin gewöhnlich die familiären Verhältnisse geschildert in der Hoffnung, der allwissende Führer würde selbst in einer solch ausweglosen Situation Rat wissen.

Nicht jeder Soldat konnte und wollte sich an ein solches Kasernenleben gewöhnen, doch dem Dienst in Deutschland zu entgehen, war vor allem für die Mannschaftsdienstgrade unmöglich. Die Hoffnung auf eine Rückverschiebung gab man dennoch nicht auf, jedenfalls ging innerhalb der Einheiten die Kunde herum, dass es unter bestimmten Umständen möglich sei, vorzeitig nach Hause entlassen zu werden. Also bat der eine oder andere Rekrut seine Angehörigen, sie mögen doch irgendein Attest besorgen oder fälschen, um es nach Deutschland zu schicken: „Ich bitte Euch sehr, wenn die Mutter krank wird oder der Bruder, so schickt mir doch bitte die Bescheinigung vom Kreisarzt. Papa, ich flehe dich an, erfüll' mir diese Bitte.“²²

Doch für die wenigsten Militärs kam es zur erhofften vorzeitigen Rückkehr, die Härten des Alltags vermochten manche nicht zu bewältigen, mitunter bekam dies auch die Bevölkerung zu spüren: „Wir haben da natürlich sehr viel mitbekommen, denn meine Familie betrieb damals ein kleines Café, in dem auch Russen verkehrten. Einmal saß abends ein russischer Offizier bei uns und trank sehr viel Schnaps. Mit der Zeit wurde er immer stiller, nahm plötzlich seinen Revolver und erschoss sich. [...] Ansonsten wurde im Café selbst immer der Schein gewahrt.“²³

Auch die Kinder und die Jugendlichen machten ihre Erfahrungen zwischen den Mächten. Die „Russen“ brachten die deutschen Heranwachsenden zum Staunen. Nicht nur, dass sie die deutschen, einstmals bejubelten nationalsozialistischen „Helden“ nun als Verlierer, Geschlagene und Getriebene erlebten: etwa die sich feige versteckenden Nazi-Funktionäre oder den erbärmlich anmutenden Volkssturm. Auch ihre „Bezwinger“ glichen in keiner Weise den in der Hitlerjugend propagierten seelenlosen „Kampfmaschinen“. Vielmehr muteten sie abgerissen, erschöpft – und sogar menschlich an. Vor allem die Jüngeren begannen, sich in Gegenwart der Besatzer mehr und mehr

sicher zu fühlen. Immer wieder suchten sie deren Nähe, saßen mit ihnen am Lagerfeuer, fütterten und striegelten die Pferde, kletterten auf die Panzer: Sie taten dies aus kindlichem Spieltrieb und jugendlichem Abenteuerum, aus pragmatischen (Versorgungs-) Erwägungen – und aus Gefühlen von erwachsener Verantwortung.

Zeitzeugen weisen immer wieder auf ein für diese Rationen-Gesellschaft der unmittelbaren Nachkriegszeit typisches Phänomen hin – auf die Fürsorge für hilfsbedürftige Mütter und Geschwister. Es scheint, als hätte die Annäherung an den gefährlichen „Russen“ den Familien nicht nur ein gewisses materielles Zubrot, sondern darüber hinaus auch eine mentale Sicherheit zurückgebracht. Indem die Kinder sich mit den „Russen“ anfreundeten, ihnen Dienste erwiesen und dafür auch belohnt wurden, konnte die vor und während des Einmarsches der Roten Armee erlebte Angst vergessen oder zumindest erträglich gemacht werden. Als Beweis für dieses vorsichtige Aufeinanderzugehen trugen die Jungen und Mädchen Heringe, Kartoffeln, Zwiebeln, aber auch „feindliche“ Uniformteile nach Hause. Sie demonstrierten damit die Vertrauensbasis mit den Besatzern. Die Gespräche und Überlieferungen dieser ersten Monate lassen vermuten, dass die Kinder ihre Kontakte nicht zuletzt auch als *Vermittlung* zwischen ihren ebenso furchterfüllten wie schuldbeladenen Eltern und den Rache übenden Siegern verstanden: auch sie fanden sich also in eigentümlicher Weise zwischen den Mächten wieder.

Die Kinder eröffneten beiden Seiten – Deutschen wie „Russen“ – Wege, nach diesem erbarmungslosen Krieg miteinander umzugehen, ja, aufeinander zu gehen.

Vom Jahreswechsel 1945/46 an kam es immer seltener zu Straftaten, vielmehr mehrten sich freundschaftliche und sogar Liebesbeziehungen. Wenngleich die als „Russenflittchen“, „Russenhuren“ und „Russenliebchen“ titulierten Frauen weiterhin mit Argwohn oder gar Verachtung beobachtet wurden. Und dies nicht allein auf deutscher Seite: Auch bei den Soldaten waren enge Beziehungen zu deutschen Frauen nicht gut beleumundet. So kann man in den Briefen von damals immer wieder lesen, wie leicht manche Frau scheinbar zu haben war: „Mit wem soll man hier ausgehen, die Auswahl ist nicht groß. Hier gibt es nur Deutsche, und mit denen auszugehen ist gefährlich, weil die meisten krank sind. Allerdings habe ich gerade eine. Ich kenne sie schon eine Weile, wir gehen aus und so weiter. Aber wenn wir nach Hause kommen, werden wir uns natürlich wieder unsere eigenen Mädchen nehmen.“

Weder auf offizieller deutscher noch auf sowjetischer Seite sah man solche persönlichen und intimen Bande gern. Vor allem wollte man nichts von den mindestens 300.000 Be-

satzungskindern wissen, die nach Kriegsende infolge von Vergewaltigungen, aber auch von Versorgungs- und Liebesbeziehungen geboren wurden.²⁴ Zeit ihres Lebens trugen diese Kinder ein doppeltes Stigma: Sie waren von unehelicher Geburt *und* Kinder des verhassten Feindes. Ihr soziales Umfeld grenzte sie nicht selten aus, verhöhnte und misshandelte sie psychisch und physisch – sie galten als „Bastarde“ oder „Russenbälger“.

Perestroika 1947

Weil die auf ideologischen Maximen beruhenden Disziplinierungsversuche der Truppe wenig fruchteten, begann man im Sommer 1947 mit einer strengen räumlichen Isolierung. Eine Maßnahme, die allerdings trotz politischen Willens nicht ohne weiteres umzusetzen war. Die Befehlshaber der Besatzungsregierungen der Länder beschwerten sich beim Oberkommando in Wünsdorf, dass das seit Kriegsende geltende Fraternierungsverbot sie zwingen würde, einen Großteil ihrer Offiziere in die Heimat zurückzuschicken. Schließlich bestehe die Truppe aus gesunden Männern mit einem normalen Geschlechtstrieb. Diese befänden sich ohnehin in einer Situation ständiger Versuchung, zumal deutsche Frauen die materiellen Vorzüge solcher Verbindungen durchaus zu schätzen wüssten. Einzig wenn die Parteiführung dafür Sorge tragen würde, dass nicht mehr Junggesellen, sondern verheiratete Männer mitsamt ihrer Familien nach Deutschland kämen, sei diese Anweisung durchsetzbar.²⁵ Isolation, dies war den sowjetischen Verantwortlichen mittlerweile klar, konnte nur eine rigorose territoriale Grenzziehung bedeuten. Die Trennung der „Eigenen“ von den „Anderen“ erforderte zwei Jahre nach Kriegsende die Anlegung eines unüberwindbaren Schutzwalls. Dabei ging es nicht so sehr um die Exklusion der jenseits der Kasernen lebenden deutschen Fremden, sondern vielmehr um die Inklusion, um das Zusammenrücken der Eigenen, um die Kontraktion der eigenen Symbole, der eigenen Sitten, Rituale, Verhaltensweisen, der eigenen Ideale und Führer. Gerade durch die Partizipation an den im Krieg geborenen Sinnbildern konnte sich der einzelne Soldat seiner Gruppenzugehörigkeit versichern, weshalb es auch in seinem ureigensten Interesse liegen musste, solche Identifikation markierenden Medien mit allen Mitteln zu bewahren. Viel zu weit war den Verantwortlichen die Verschmelzung beider Alltagswelten bereits gegangen. Dem galt es, so radikal als möglich einen Riegel vorzuschieben – übermannshohe, undurchsichtige Mauern, wie 1947 per Dekret angewiesen, schienen ein erster Erfolg versprechender Schritt zu sein.

Es kam nun zu einer ersten, nachhaltigen Umstrukturierung der Armeeeinheiten: Die bis dahin in deutschen Haushalten einquartierten Militärs und Zivilbeschäftigten zogen sich hinter die legendären grünen Kasernenmauern zurück – wenngleich nahe gegenseitige Beziehungen bis zum Abzug der Truppen Anfang der 1990er Jahre weiterhin zum Alltag gehörten. Der Rückzug der Streitkräfte verhiess eine räumliche Entzerrung und Entflechtung. Fortan gab es Areale, Stadtviertel und ganze „Russenstädtchen“, die den Angehörigen der Armee vorbehalten blieben: In Magdeburg war das die Encke-Kaserne, die Flak-Kaserne in Prester, die Kasernen am Margarethenhof, die Artillerie-Kaserne in der Brückstraße, die Pionierkaserne und die Infanterie-Kaserne in der Turmschanzenstraße, der Schießstand in der Breitscheidstraße, der Flughafen in Magdeburg-Süd und natürlich zahlreiche Wohngebäude und auch die „Russenmagazine“.

Damit war der permanenten und massenhaften Verletzung persönlicher und intimer Sphären der unmittelbaren Nachkriegszeit ein Ende gesetzt. Die neuen „Mauern“ markierten erste halbwegs verlässliche Grenzen zwischen Besatzern und Besetzten. Zwei Jahre nach dem Ende des Krieges waren beiden Seiten nunmehr Räume zugewiesen und Territorien definiert, die es im weiteren Verlauf der Geschichte ermöglichten, tragfähige und tragbare Kompromisse zu entwickeln.

Fundamente künftiger Begegnungen

Im Jahr 1947, gerade zu dem Zeitpunkt also, als sich die Besatzer in eigene Militärareale zurückzogen und der Bevölkerung gleichsam „ihre“ Stadt zurückgaben, als deutsche kommunistische Verwaltungen das Ruder der Macht übernahmen und in der Bevölkerung erste Rufe nach einem Schlusstrich bezüglich einer deutschen Schuld laut wurden, eröffnete das Kulturhistorische Museum die Ausstellung „Magdeburg lebt“.²⁶ Als Sinnbild der damaligen Exposition diente der Vogel Phönix, er prangte weit sichtbar auf den Ankündigungsplakaten von damals.

Dem griechischen Mythos zufolge baut sich der Phönix oder der „Feuervogel“, wie er auch genannt wurde, am Ende seines fünfhundert Jahre währenden Lebens ein Nest, setzt sich hinein und verbrennt. Nach dem Erlöschen der Flammen bleibt ein Ei zurück, aus dem nach kurzer Zeit ein *neuer* Phönix entschlüpft.

Der aus der Asche emporsteigende, jungfräulich reine Phönix verwies damals auf eine große zeitpropagandistische Verheißung in der sowjetischen Besatzungszone: „Wir sind auf dem sicheren Weg in die Zukunft“. Wenige Monate zuvor hatte der Kommunist

Wilhelm Pieck erklärt: „Das ist der Beginn einer neuen Zeit. Wir haben das Fundament gelegt. Es ist der unerschütterliche Fels, auf dem das deutsche Volk eine glückliche Zukunft erbauen wird.“²⁷ Die künftige deutsche und demokratische Republik, so der von Pieck beschworene Geburtsmythos, würde einem Phönix gleich neu, rein und unschuldig „geboren“, befreit von der Sowjetmacht, und zugleich befreit von aller Schuld, errichtet auf einer moralischen Tabula rasa.

Die Hoffnung auf eine solche Wiedergeburt, dieses Erlösungsversprechen kam der Befindlichkeit der Bevölkerung zwischen den Mächten und zwischen den Zeiten nur allzu gelegen. Schon 1945, wenige Tage vor dem Einmarsch der Roten Armee, hatte die Magdeburgerin Frieda Brandes ein zeittypisches Gebet in ihr Tagebuch eingeschrieben: „Wir wollen auf Gott vertrauen, daß es uns nicht zu schwer gemacht wird, denn was hat das deutsche Volk ertragen müssen; wie kein anderes auf der Erde wurde es gequält.“²⁸

Nicht das Confiteor, das Schuldbekennnis, beherrscht in jenen Jahren zwischen den Mächten die Hirne und die Herzen der Menschen, sondern das Selbstmitleid, gar eine Opfermentalität. Dieses Selbstbild der hungernden Deutschen bekam nicht nur in Magdeburg eine zweifache ideologische Nahrung: Das Angebot, sich von der sowjetischen Besatzungsmacht „befreit“ zu fühlen. Und die Offerte einer großen Zukunft – angeführt von der Sozialistischen Einheitspartei.

Die Beschwörung der Befreiung vom Faschismus, die Beschwörung der Zukunft Deutschlands und die Magdeburger Phönix-Analogie vermochten freilich nur scheinbar die Verantwortung der Deutschen für den Krieg vergessen zu machen. Denn die *Bürger* konnten das Attribut der Neugeburt nicht wirklich für sich reklamieren. Die tief eingegrabenen Erfahrungen des „Dritten Reiches“ regierten alles Denken und Fühlen – sowohl bei den ein halbes Jahrhundert im Land lebenden sowjetischen Besatzungssoldaten als auch bei den Deutschen diesseits und jenseits der Grenze der beiden Weltsysteme. Jeden Alltags-Kompromiss, den sie miteinander aushandelten und auslebten, basierte auf den Erwartungen und den Erfahrungen des Zweiten Weltkrieges und der Nachkriegszeit – zwischen den Mächten und zwischen den Zeiten. „Magdeburg lebt“ – das war damals und ist heute ein freudiger, auf die Zukunft setzender Ausruf, das war damals wie heute aber auch ein Imperativ, die Verantwortung der Vergangenheit anzunehmen.

Anmerkungen

- 1 Tagebucheintrag Marianne Gutsche vom 03.07.1945, zit. in Ballerstedt, Maren: Aus Magdeburger Tagebüchern. April 1945 bis Februar 1948, in: Puhle, Matthias (Hrsg.): „Magdeburg lebt!“ – Kriegsende und Neubeginn 1945–1949. Begleitbuch zur Ausstellung „Magdeburg Leb!“ – Kriegsende und Neubeginn 1945–1949, Kulturhistorisches Museum Magdeburg, 30. September 2011 bis 9. April 2012, Magdeburg 2011, S. 194.
- 2 Vgl. Sperk, Alexander: Kriegsende in Sachsen-Anhalt 1945, online unter http://www.fes.de/magdeburg/pdf/d_1_7_5_2.pdf [Stand vom 03.03.2015]
- 3 Stadtarchiv Magdeburg, ZG 128.5.(4), Bl. 7: zit. in Wille, Manfred: Der Krieg ist aus! Magdeburg 1945, erste Auflage, Gudensberg-Gleichen 2005, S. 56.
- 4 Vgl. Satjukow, Silke: „Besatzer“. „Die Russen“ in Deutschland 1945 bis 1994, Göttingen 2008.
- 5 Vgl. Stenzel, Thilo: Das Russlandbild des „kleinen Mannes“: gesellschaftliche Prägung und Fremdwahrnehmung in Feldpostbriefen aus dem Ostfeldzug (1941–1944/45), München 1998, S. 134.
- 6 Vgl. Bussemer, Thymian: Propaganda und Populärkultur. Konstruierte Erlebniswelten im Nationalsozialismus, Wiesbaden 2000, S. 12.
- 7 Mitteilungen für die Truppe, Nr. 115, Juli 1941, zit. in Stenzel 1998, S. 48.
- 8 Rosi S. am 12.03.2002), Archiv Silke Satjukow.
- 9 Thüringer Gauzeitung vom 13./14.01.1945.
- 10 Völkischer Beobachter vom 08.03.1945.
- 11 Vgl. Fisch, Bernhard: Ubej! Töte! Zur Rolle von Ilja Ehrenburgs Flugblättern in den Jahren 1944/45, in: Geschichte. Erziehung. Politik 8 (1997) 1, S. 22–27.
- 12 Brief der Militärärztin Nina N. R. (09.02.1945), zit. in: Senjavsckaja, Elena S.: Deutschland und die Deutschen in den Augen sowjetischer Soldaten, in: Scherstjanoi, Elke (Hrsg.): Rotarmisten schreiben aus Deutschland: Briefe von der Front (1945) und historische Analysen, München 2004, S. 262.
- 13 Brief eines Obersergeanten an seine Frau (01.02.1945), zit. in: Scherstjanoi 2004, S. 219.
- 14 Vgl. Archiv des Instituts für Zeitgeschichte München, Sammlung ED 914 (Sammlung Helke Sander).
- 15 Vgl. Scherstjanoi, Elke: „Höhle der Bestie.“ Die Briefkommunikation von Rotarmisten mit der Heimat über ihre Erlebnisse in Deutschland, in: Dies. 2004, S. 225.
- 16 Stalin, Josef W.: „Über den Grossen Vaterländischen Krieg der Sowjetunion“. Befehl des Volkskommissars für Verteidigung Nr. 55, Moskau, 23.02.1942.
- 17 Senjavsckaja 2004, S. 260.
- 18 GARF (Staatsarchiv der Russischen Föderation Moskau), 7077/1/181, Bl. 23–24. Beschwerden an den politischen Stab der SMAD der Jahre 1945–1948. Vgl. auch Gelfand, Wladimir: Deutschland-Tagebuch

1945 – 1946. Aufzeichnungen eines Rotarmisten. Aus dem Russischen von Anja Lutter und Hartmut Schröder. Ausgewählt und kommentiert von Elke Scherstjanoi, Berlin 2005, sowie Inozemcev, Nikolaj N.: Cena pobjedy v toj samoj vojne. Frontovoj dnevnik, Moskva 1995.

- 19 GARF, 7103/1/56, Bl. 42. Briefausschnittsammlung vom Februar 1948.
- 20 GARF, 7317/10/37, Bl. 5 ff. Beschwerdebriefe vom ersten Quartal 1946.
- 21 Ebd., Bl. 115.
- 22 GARF, 7317/10/30, Bl. 116. Brief vom 04. 02. 1947.
- 23 Hannelore W. am 18. 04. 2004. Sie war sieben Jahre alt, als 1945 eine sowjetische Offiziersfamilie einquartiert wurde. Zit. in: Satjukow, Silke (Hrsg.): „Die Russen kommen!“ Erinnerungen an sowjetische Soldaten 1945 – 1992, 3. Auflag, Erfurt 2009, S. 79.
- 24 Vgl. Satjukow, Silke/Gries, Rainer: „Bankerte!“ Besatzungskinder in Deutschland nach 1945, Frankfurt a. M./New York 2015.
- 25 Schreiben Iwan Kolesnitschenkos vom 29. 11. 1948, zit. in: Naimark, Norman M.: Die Russen in Deutschland. Die sowjetische Besatzungszone 1945 bis 1949, Berlin 1997, S. 121.
- 26 Die Ausstellung stand vom 08.06.1947 bis zum 10. 08. 1947 und fand großen Anklang innerhalb der Bevölkerung. Vgl. Kärgling, Karlheinz: Ein „hoffnungsloser Trümmerhaufen“ mit katastrophalen Bestandsverlusten, in: Puhle 2011, S. 352–353.
- 27 Wilhelm Pieck: Der Beginn einer neuen Zeit, in: Einheit. Theoretische Monatsschrift für Sozialismus 1/1946, S. 1.
- 28 Tagebucheintrag Frieda Brandes vom 27. 04. 1945, zit. in Ballerstedt, in: Puhle 2011, S. 190.

Das Außenlager Genthin des KZ Ravensbrück – Geschichte und Gedenken

Wolfgang Bernicke

Vor wenigen Wochen beging die internationale und deutsche Öffentlichkeit mit dem „Tag der Befreiung [...] vom menschenverachtenden System der nationalsozialistischen Gewaltherrschaft“¹, wie es in der Rede des Bundespräsidenten Richard von Weizsäcker vor dem Deutschen Bundestag zum 40. Jahrestag am 8. Mai 1985 hieß, ein historisches Ereignis von weltpolitischer Bedeutung. Wenige Tage vor dieser bedeutsamen Rede hatte Bundeskanzler Helmut Kohl bei seiner Rede in der Gedenkstätte Bergen-Belsen so darauf hingewiesen: „Der Zusammenbruch der NS-Diktatur am 8. Mai 1945 wurde für die Deutschen ein Tag der Befreiung“². Der Zweite Weltkrieg fand mit der endgültigen Kapitulation Deutschlands sein Ende. Erst da wurde sichtbar, welche verheerenden Folgen diese zwölf Jahre des Terrors für Deutschland, Europa und große Teile der Welt hatten – und mit welcher Brutalität und Menschenverachtung das nationalsozialistische Regime seinen Führungsanspruch in der Welt durchsetzen wollte.

Eines der dunkelsten Kapitel dieses Abschnitts deutscher Geschichte sind die Konzentrationslager. Aus anfänglichen „Schutzhaft“-Lagern zur Internierung politischer Gegner entstanden im Laufe der Jahre riesige Arbeits- und Vernichtungslager. Gegen Ende des Zweiten Weltkrieges gab es 24 KZ-Stammlager mit weit über 1.000 Nebenlagern, die meist als Arbeitslager geführt wurden und über ein beträchtliches Produktionspotential verfügten.

Die Aufrüstung Deutschlands begann unmittelbar mit der Machtübernahme der Nationalsozialisten. Unverblümt und auch für die Weltöffentlichkeit erkennbar, steuerte Deutschland auf einen neuen Weltkrieg zu. Die durch die Versailler Verträge weitestgehend lahmgelegte Rüstungsindustrie bekam Aufwind und suchte nach Expansionsmöglichkeiten. Der in Magdeburg ansässige Polte-Konzern³, der als einer der wenigen deutschen Unternehmen nach dem Ersten Weltkrieg Waffen und Militärgüter herstellen durfte, suchte für seinen Expansionskurs neue Standorte, die unter strategischen Gesichtspunkten ausgewählt wurden. Es ging dabei um eine verkehrsgünstige Lage, nach Möglichkeit dennoch entfernt von gefährdeten Ballungsräumen, um eine gut ausgebaute technische Infrastruktur und um Arbeitskräfte.

Genthin, eine Kleinstadt mit damals ca. 12.000 Einwohnern und wirtschaftlich geprägt durch das seit 1922 dort betriebene Waschmittelwerk der Henkel-GmbH, bot sich dafür durchaus an. Gelegen zwischen Elbe und Havel, unmittelbar an den die Stadt kreuzenden Reichsstraßen 1 und 107, über die Reichsbahnstrecken Berlin-Braunschweig und – erreichbar über den Kleinbahnanschluss Genthin-Schönhausen – Berlin-Hamburg und nicht zuletzt durch den Elbe-Havel-Kanal boten sich hier hervorragende Voraussetzungen für eine Industrieansiedlung. Ein Waldgrundstück außerhalb der Stadt und unmittelbar an der Reichsstraße 107 mit Zugangsmöglichkeiten zum Elbe-Havel-Kanal erschien geeignet – und so begann bereits 1934 der Bau der Anlagen.

Konzipiert war das Werk für die Fertigung von Infanteriemunition, Flugzeug-Bordmunition und starken Luftwaffen. Schon im Herbst 1935 konnte die Produktion in den bis dahin errichteten 35 baulichen Objekten, die direkt oder indirekt für die Produktion benötigt wurden, beginnen. 29,8 Mio. Reichsmark wurden investiert und eine Fläche von 93,35 Hektar ehemals ungenutzten Geländes in Anspruch genommen. Mit diesem Produktionsbeginn verband sich die Einstellung von 500 einheimischen Arbeitskräften – ein nicht unerheblicher Beitrag für die Minderung der in Genthin in dieser Zeit recht hohen Arbeitslosigkeit. Auch deshalb fand dieses Vorhaben die Zustimmung der breiten Öffentlichkeit.

Für die Unterbringung der benötigten Fachkräfte ließ das Unternehmen im Nordteil der Stadt 37 Wohngebäude mit 198 modernen Wohnungen errichten. Für Genthin erwies sich die Errichtung dieses Industriebetriebes als ein gewaltiger Fortschritt und Konjunkturprogramm von erheblichem Ausmaß.

Ab 1938 erfolgte eine erhebliche Ausweitung der Produktion, insbesondere unter dem Eindruck des am 4. September 1936 verkündeten Vier-Jahres-Plans.⁴ Der damit einhergehende steigende Arbeitskräftebedarf konnte zu diesem Zeitpunkt schon nicht mehr aus dem lokalen bzw. regionalen Aufkommen abgedeckt werden. Die Polte OHG⁵ begann – wie andere Unternehmen auch – mit der Anwerbung von ausländischen Arbeitskräften für das Genthiner Werk der Silva Metallwerke GmbH.

Mit der „Verordnung zur Sicherstellung des Kräftebedarfs für Aufgaben von besonderer staatspolitischer Bedeutung“² vom 22. Juni 1938 bestand die Möglichkeit, Frauen im Alter zwischen 17 und 64 Jahren zur Arbeit zu verpflichten. Bereits im August 1939 trafen die ersten 240 Frauen in Genthin ein, fast alle aus Österreich. Untergebracht wurden sie zunächst in der Stadt Genthin auf der Basis von Einquartierungen. In

kurzer Zeit entstanden dann auf dem Gelände der Silva Metallwerke Unterkunftsbaracken, die in Gänze das sogenannte Bereitschaftslager bildeten. Dabei handelt es sich um einfache Holzbaracken in einer Größe von jeweils 42,0 × 12,50 m, aufgeteilt in zwölf Einzelräume, die mit einem Mittelgang verbunden waren. Jeweils 70 Frauen teilten sich eine solche Baracke. Daneben entstanden sanitäre Gemeinschaftsanlagen und zwei Wirtschaftsbaracken, die neben der Küche zugleich den Speiseraum aufnahmen. Zunächst wurden zehn Baracken errichtet, später kamen acht weitere dazu, so dass die Möglichkeit gegeben war, mehr als 1.200 Frauen unterzubringen. Mit der am 4. September 1939 erlassenen „Kriegswirtschaftsverordnung“ verschärften sich auch die Arbeitsbedingungen für die Dienstverpflichteten ganz wesentlich. Die Abschaffung des Acht-Stunden-Arbeitstages bei gleichzeitiger Verlängerung der Wochenarbeitszeit und die Einführung des Drei-Schicht-Systems führten zu einer weiteren Verschlechterung der Lebenslage dieser Frauen.

Im Jahr 1941 waren in diesen Baracken ca. 1.000 dienstverpflichtete Frauen aus dem deutschen Reichsgebiet, aber auch Zwangsarbeiterinnen aus besetzten Ländern untergebracht. Dazu gehörten: 198 Kroatinnen, 136 Polinnen, 50 Ukrainerinnen und 650 deutsche und österreichische Frauen.

Der Ausbau der Produktionskapazitäten führte sehr schnell dazu, dass sich dieses Genthiner Werk zum größten Unternehmen der Region entwickelte. Bereits Ende 1939 bestand die Belegschaft aus 2.850 Lohnempfängern, darunter 1.500 Frauen, überwiegend Dienstverpflichtete. Die Anzahl der „Ostarbeiter“⁶ erhöhte sich von 464 im Jahre 1942 auf 1.075 im März 1944. Gegen Kriegsende waren im gesamten Werk ca. 5.500 Menschen tätig. Darunter befanden sich 262 Kriegsgefangene, Franzosen und Polen, die in einem im Frühjahr 1944 geschaffenen Barackenlager im nördlichen Bereich des Geländes untergebracht und ebenfalls in der Produktion tätig waren.

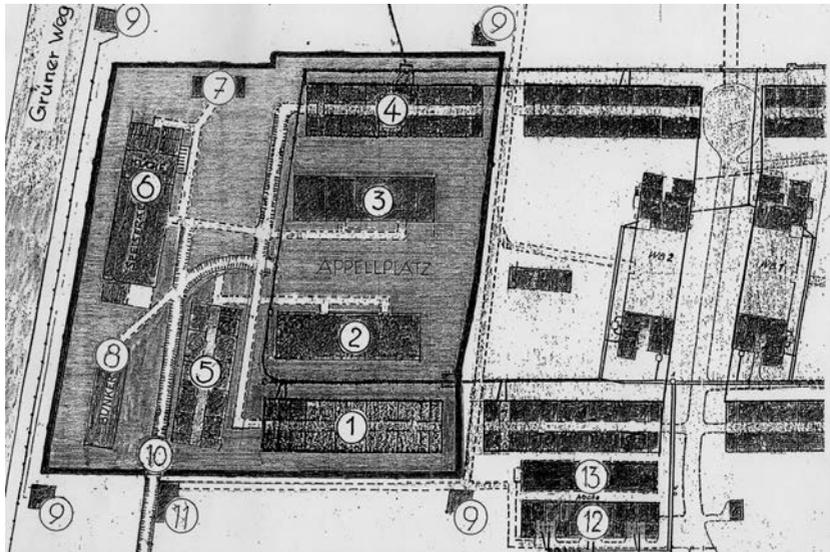
Im Verlaufe des Krieges verschärfte sich der Mangel an Arbeitskräften weiter. Die Dienst- und Arbeitspflicht reichte bei weitem nicht aus, um den erforderlichen Ersatz für die gefallenen oder eingezogenen Männer zu schaffen. Eine Schere hatte sich geöffnet und sie ging mit jedem Kriegstag weiter auseinander. Auf der einen Seite stand die Forderung, den steigenden Bedarf an Militärgütern abzudecken, auf der anderen Seite wurden die Männereingezogen und standen dadurch der Wirtschaft nicht mehr zur

Verfügung. Die verfügbaren Arbeitskräftereserven waren trotz des brutalen „Anwerbens“ in den Ostgebieten aufgebraucht, zumal deren Einsatz zwangsläufig nicht mehr auf die Militärproduktion beschränkt war, sondern die erheblichen Defizite in der gesamten Wirtschaft ausgleichen sollte.

Im Jahre 1942 begann der systematische Einsatz von KZ-Häftlingen zur Sklavenarbeit für die deutsche Kriegswirtschaft und die Umsetzung der schon immer vertretenen Zielstellung „Vernichtung durch Arbeit“ in einer neuen Dimension. Das „Wirtschaftsunternehmen SS“ begann sich zu einem unverzichtbaren Bestandteil der Rüstungsindustrie zu profilieren; das durch sie verfügbar zu machende Arbeitskräftepotential schien unerschöpflich, je mehr das Regime seine unmenschliche Vernichtungspolitik fortsetzte.

Es war für viele Unternehmen – und so auch für die Polte OHG mit ihren unzähligen Produktionsstätten an den verschiedensten Standorten – eine Frage der wirtschaftlichen Vernunft, von diesem Angebot Gebrauch zu machen, zumal das Unternehmen ja schon recht früh auf ausländische Arbeitskräfte zurückgegriffen hatte. So tat es nicht Wunder, dass Polte ab 1943 in erheblichem Umfang auch KZ-Häftlinge beschäftigte.

Für die Unterbringung der in den Silva-Werken Genthin einzusetzenden weiblichen KZ-Häftlinge wurde ab Juni 1943 ein Barackenlager errichtet. Es stand in unmittelbarer Nähe des schon erwähnten Bereitschaftslagers, das bereits im Sommer 1940 durch ein Zwangsarbeitslager erweitert worden war. Das Lager für die aufzunehmenden KZ-Häftlinge bestand aus vier Unterkunftsbaracken, von denen nur zwei über Sanitäreinrichtungen verfügten, einem Krankenrevier sowie einem Wirtschaftsgebäude mit Küche und Speiseraum. Ein Teil dieser Baracken war unterkellert. Dort befanden sich ein „Strafkeller“ sowie ein Raum zur Aufnahme von Toten. Das Gesamtareal des Lagers war umgeben von einer drei Meter hohen Bretterwand, die nach unten mit einem Betonfundament gegen das Untergraben der Einfriedung und nach oben durch stromführende Elektroleitungen gegen ein Übersteigen abgesichert wurde. Auch dieses Barackenlager bildete ein Stück „Konjunkturprogramm“, denn es waren einheimische Genthiner Unternehmen, die dieses Lager in kürzester Zeit funktionsfähig fertigstellten.



Das KZ-Lager zwischen dem Grünen Weg und dem Gemeinschaftslager der dienstverpflichteten Frauen und Mädchen und der Zwangsarbeiterinnen

Legende:

- 1-4 Häftlingsbaracken, davon 2 und 3 ohne Sanitäranlagen
- 5 Krankenrevier mit vier Krankenzimmern, Sanitätsräumen und Sanitäranlagen für die Blöcke 2 und 3
- 6 Wirtschaftsbaracke mit Häftlingsspeiseraum und Küche
- 7 Lager für Ausstattung, Bewirtschaftungsmaterial u. ä.
- 8 Häftlingsbunker, vermutlich Röhrenbunker
- 9 Wachturm
- 10 Lagertor
- 11 Lagerwache und Kontrollposten
- 12 Zentrale Lagerwache, Postkontrolle und Sitz des Lagerkommandanten
- 13 Aufenthaltsbaracke der SS-Aufseherinnen

Voraussetzung dafür war allerdings, dass die jeweiligen Unternehmen die Rahmenbedingungen für den Einsatz der Häftlinge selbst schaffen mussten. Die SS stellte lediglich das Wachpersonal – für alle weiteren Voraussetzungen wie Unterbringung, Versorgung und Beschäftigung hatte der Betrieb zu sorgen.

Im Juli 1943 erfolgte der Antransport der so dringend benötigten Arbeitskräfte aus dem Frauen-Konzentrationslager Ravensbrück. Es handelte sich um ca. 500 Frauen aus Russland, der Ukraine, der Tschechoslowakei, aus Jugoslawien, Frankreich und Deutschland. Das Alter der Häftlinge lag zwischen 16 und 40 Jahren, dem besten arbeitsfähigem Alter also. Die durchschnittliche Verweildauer betrug durchschnittlich nur neun Monate, dann waren die Frauen durch die Schwere der Arbeit und die Lebensbedingungen zumeist leistungsunfähig. War ihre Arbeitsfähigkeit nicht mehr gegeben, erfolgte die Rückführung nach Ravensbrück

Mit dem ersten Lagerkommandanten SS-Scharführer Steffen Bohne kamen zehn SS-Männer aus dem Stammlager Ravensbrück, die die äußere Sicherung des Lagers zu gewährleisten hatten. Im Januar 1945 übernahm der SS-Unterscharführer Otto Wahl das Kommando über das Lager. Die innere Struktur sicherten bis zu 15 weibliche SS-Angehörige, die ebenfalls aus Ravensbrück abkommandiert waren. Unterstützt wurden diese Ordnungskräfte bei Bedarf durch dienstverpflichtete Frauen aus dem sogenannten Gemeinschaftslager. Bei Einrichtung des Lagers lag das Kommando über die Aufseherinnen zunächst bei der Oberaufseherin Elfriede Tribus⁷, auf die im Januar 1944 die Oberaufseherin Hermine Braunsteiner⁸ folgte.

Der etwa zwei Kilometer lange Weg zwischen dem Lager und der Produktionsstätte führte an der Reichsstraße 107 (der heutigen B 107) entlang in das weiträumige Werksgelände. Die Arbeitszeit betrug zwölf Stunden. Der Einsatz der KZ-Häftlinge erfolgte im Zwei-Schicht-System in der Munitionsproduktion, vorrangig in der Pulverfüllung, d. h. der Befüllung der Geschosshülsen mit der Treibladung. Die Arbeit war gefährlich, und häufig kam es zu teils schweren Unfällen. Das Lagerleben selbst unterschied sich von dem in den Stammlagern nicht – es gab hier wie dort die täglichen Zählappelle mit stundenlangem Stehen, es gab Strafmaßnahmen wie Haft in den Kellerräumen oder Essenentzug und es gab körperliche Züchtigungen. Misshandlungen wie Schläge und Tritte mussten die Frauen auch am Arbeitsplatz ertragen, ausgeteilt auch von den Zivilbeschäftigten. Andererseits sind aber auch Zeichen für Solidarität gesetzt worden, wie dienstverpflichtete Frauen berichteten, wenn sie den KZ-Häftlingen Essen zukommen ließen oder

ihnen längere Pausen gewährten und während dieser Zeit ihre Arbeit übernahmen. Die durch den fortdauernden Krieg verschärfte Versorgungslage wirkte sich natürlich auch auf die Lebensumstände der Häftlinge aus. Reduzierte Essenrationen und eine insgesamt schon unzureichende Ernährung führten dazu, dass die Arbeitsfähigkeit verkürzt und ein schnelleres Auswechseln der Häftlinge erforderlich wurde. Tötungen von Häftlingen im Genthiner Lager sind nicht nachweisbar. Aus mündlichen Überlieferungen ist bekannt, dass nach einem missglückten Sabotageakt sieben Häftlinge nach Sachsenhausen überführt und dort erschossen wurden. Ebenso soll eine russische Lagerärztin nach Ravensbrück verbracht und dort erschossen worden sein, weil sie Mithäftlingen eine über das „übliche Maß“ hinausgehende medizinische Hilfe gewährt hatte. In einem weiteren Fall wurden zwei Häftlinge nach einem Fluchtversuch ebenfalls nach Sachsenhausen überführt und dort erschossen. Diese Angaben beruhen allerdings lediglich auf Erlebnisberichten verschiedener Frauen, die nach dem Krieg als ehemalige Dienstverpflichtete ihren Wohnsitz in Genthin genommen haben und durch Herrn Börner, dem Leiter des Genthiner Kreismuseums, im Rahmen seiner Forschungsarbeit befragt wurden.

Für die Öffentlichkeit stellte sich das KZ-Außenlager Genthin also als ganz „normales“ Lager dar, nicht anders also als das Lager der Dienstverpflichteten. Das war sicherlich auch der konkreten Situation geschuldet, dass die KZ-Häftlinge unmittelbar mit den einheimischen zivilen Arbeitskräften zusammen arbeiteten und die SS-Führung damit zumindest in einem geringen Umfang auf das öffentliche Meinungsbild Rücksicht nehmen musste.

Genthin blieb von Kriegseinwirkungen weitgehend unberührt. Während es in den umliegenden Ortschaften immer wieder zu Bombenangriffen kam, waren es in Genthin scheinbar nur verirrte Bomber der Alliierten, die „Ballast“ abwarfen. Schäden entstanden nicht. Nach dem Krieg wurde unterstellt, dass dieses für die Militärproduktion doch recht beachtliche Objekt wegen der mehr als 700 KZ-Häftlinge in diesem Lager geschont werden sollte. Ob es tatsächlich so war oder ob dieses strategisch wichtige Objekt ganz einfach nicht bekannt war, ist nicht mehr zu klären.

Mit dem nahenden Ende des Krieges stieg die Hektik auch in diesem Werk und in den Lagern, vorrangig natürlich im Lager für die KZ-Häftlinge und Kriegsgefangenen. Im Westen und Norden von Genthin drängten die Alliierten an die Elbe und besetzten den Elbübergang in Tangermünde. Um Genthin herum sammelten sich die letzten Kräfte

der Armee Wenk⁹, um Berlin zu erreichen. Von dort aber kamen bereits die ersten sowjetischen Kampfeinheiten, die sich in Richtung Elbe vorkämpften. Kampfhandlungen gab es also durchaus rund um Genthin und wie in allen Lagern wurde der Befehl zur Räumung auch in Genthin umgesetzt. Am 23. oder 24. April 1945 soll der Lagerkommandant Wahl den letzten Anruf aus dem Stammlager Sachsenhausen erhalten haben, mit dem der Befehl zur unverzüglichen Evakuierung des Lagers erteilt wurde. Warum der Befehl nicht unverzüglich ausgeführt wurde, ist nicht bekannt. Erst am 6. Mai 1945 setzte sich der Marschzug der 700 weiblichen Häftlinge in Richtung Berlin in Bewegung und wurde so Bestandteil der „Todesmärsche“, einer auf die physische Vernichtung der KZ-Häftlinge gerichteten letzten Aktion der SS, die in allen Lagern erfolgte.

Anders als an anderen Orten und sicherlich dem späten Zeitpunkt des Beginns geschuldet, endete dieser Todesmarsch bereits nach wenigen Kilometern. Die Straßen waren durch sich rückziehendes deutsches Militär hoffnungslos verstopft und ein Vorankommen nicht mehr möglich – ein Glücksumstand, wie sich später herausstellte, denn der Befehl lautete dann, in das Lager zurück zu kehren. Der Lagerkommandant Wahl und die Oberaufseherin Braunsteiner hatten sich bereits am 5. Mai abgesetzt und erfolgreich die Elbe bei Tangermünde überquert, um damit aus dem Einflussbereich der heranrückenden Sowjetarmee zu entkommen. Die Schlüsselgewalt für das Lager hatte Wahl einem der zivilen Produktionsleiter des Werkes, Kurt Ast, übergeben. Ast soll nach dem Öffnen des Lagertors von den aufgebrachten Häftlingen erschlagen worden sein. Die heranrückenden Soldaten der Sowjetarmee konnten nach kurzen militärischen Auseinandersetzungen mit dem verbliebenen Wachpersonal der SS und versprengten Wehrmacht- und Polizeiangehörigen im Umfeld des Werks- und Lagergeländes die begonnene Selbstbefreiung der KZ-Häftlinge zum Abschluss bringen.

Am 7. Mai 1945 fand das Leiden der Frauen an diesem Ort ein Ende und zugleich auch das düsterste Kapitel Genthiner Stadtgeschichte. Allerdings übten die Häftlinge für das ihnen zugefügte Leiden blutige Rache. Nicht nur der durch seine Brutalität berüchtigte Meister Ast wurde erschlagen, sondern weitere SS-Aufseherinnen. Eine „planmäßige“ Auflösung des Lagers gab es nicht. Wie viele Dienstverpflichtete versuchten auch die KZ-Häftlinge ihren Weg in die Freiheit zu finden, und so lösten sich die Lager in kürzester Zeit auf. Die sowjetischen Streitkräfte besetzten die Produktionsstätten und Wohngebäude. Unmittelbar nach der Kapitulation begann die Demontage der

Werksanlagen. Werkhallen und Bunker wurden gesprengt, die Verkehrs- wie auch die technische Infrastruktur und das Gelände von Munitionsresten beräumt.

Auch die Genthiner mussten mit Hand anlegen. Am 16. März 1946 forderte die Sowjetische Militäradministration (SMAD) von der Stadt 1.000 Arbeitskräfte, die bei Beräumung und Demontage helfen sollten. Der Aufruf durch die Stadt fruchtete, denn drei Tage später konnte der damalige Bürgermeister Müller stolz berichten, dass der Auftrag zur Zufriedenheit der SMAD erfüllt wurde. Das war nicht zuletzt auch ein Aufruf zum kollektiven Plündern, denn die vielen Holzbaracken und alles, was ansonsten noch brauchbar war, fand in vielfältiger Form eine Wiederverwendung. Bereits im Jahr 1949 konnte das gesamte Gelände des so genannten Liesewaldes einem ehemaligem Waldgebiet, auf dem das Werk und die Lager errichtet waren, nach abgeschlossener Aufforstung mit Kiefern und Eichen an die Landesbehörden Sachsen-Anhalts übergeben werden. Damit verschwanden aber auch Erinnerungen, die sicherlich für viele unliebsam waren. Das Werk, das Gemeinschaftslager und nicht zuletzt das KZ-Außenlager gerieten schnell in Vergessenheit.

Wer heute die B 107 aus nördlicher Richtung nach Genthin befährt, sieht etwa zwei Kilometer vor dem Ortseingang verschiedene Klinkergebäude: Wohnhäuser und ein Seniorenheim. Das sind die verbliebenen Reste der Silva-Munitionswerke GmbH, Werk Genthin, in dem zum Kriegsende in mehr als 140 Gebäuden und auf einer Fläche von über 130 Hektar ca. 5.000 Menschen mit der Munitionsproduktion befasst waren.

Erst 1964 rückte dieses Kapitel Genthiner Geschichte in den Blickpunkt der Öffentlichkeit. Der Rat des Bezirkes Magdeburg und die Bezirksleitung der SED sowie Stadt- und Kreisebenen beschlossen, an der Stelle des ehemaligen KZ-Außenlagers – an das zu diesem Zeitpunkt nichts mehr erinnerte – eine Gedenkstätte zu errichten. Vorgeesehen war die Schaffung einer parkähnlichen Anlage, die von einer Statue oder einem Denkmal dominiert werden sollte. Im Ergebnis einer Ausschreibung des damaligen Verbandes bildender Künstler des Bezirkes Magdeburg erhielt die junge Bildhauerin Ursula Schneider-Schulz für ihren Entwurf den Zuschlag. Den Mittelpunkt des Ehrenmals bildete die Skulptur eines weiblichen KZ-Häftlings darstellenden jungen Frau, aufgestellt vor einer Stele aus Beton. Auf einer angrenzenden Betonmauer bildeten Metallbuchstaben den Schriftzug „Erfüllt ihr Vermächtnis“. Die Skulptur selbst bestand ebenfalls aus einer Buntmetall-Mischung. Seit der Einweihung der Gesamtanlage am 8. Mai 1966 ist das Ehrenmal Ort der Mahnung und Erinnerung.

Allerdings ging dieser Akt nicht einher mit der Aufarbeitung der Geschichte. Nur wenig war bekannt über das KZ-Außenlager, zumal einschlägige Unterlagen, nach denen auch in den Gedenkstätten Ravensbrück und Sachsenhausen intensiv geforscht wurde, nicht verfügbar waren. Es wurde zwar eine Stätte der Erinnerung geschaffen, jedoch ohne konkreten historischen Hintergrund. Dem langjährigen Leiter des Genthiner Museums, Herrn Klaus Börner, ist es zu verdanken, dass die Geschichte des KZ-Arbeitslagers Genthin inzwischen nachvollzogen werden kann. Mit dem Beginn seines Ruhestandes hat sich Herr Börner der Erforschung dieses Geschichtskapitels verpflichtet gefühlt und in akribischer und vor allem wissenschaftlich fundierter Kleinarbeit Details erforscht und zusammengetragen, die in Gänze ein eindrucksvolles Bild vermitteln. Nach umfangreichen Recherchen am Standort selbst war es Herrn Börner möglich, Lage und Beschaffenheit des Lagers zeichnerisch zu rekonstruieren. Als Bodendenkmalpfleger nutzte er seine auf diesem Gebiet gesammelten Erfahrungen, und so konnte er anhand von Bodenfunden – zum Beispiel Fundamenten der Einfriedung, Resten von Isolatoren oder Namensschildern aus Adressenmaschinen – die genaue Lage des Arbeitslagers feststellen. Nicht zuletzt waren aber auch noch Zeitzeugen verfügbar, dienstverpflichtete Frauen, meist aus Österreich, die nach dem Krieg in Genthin ihre Heimat gefunden haben, und wichtige Informationen zur Lage und Beschaffenheit des Lagers, zur inneren Organisation, zur Arbeit in der Munitionsfabrik und zum Umfeld geben konnten. Der Förderverein Genthiner Stadtgeschichte hat die durch Herrn Börner gewonnenen Erkenntnisse in einer Broschüre zusammengefasst, die in diesem Beitrag nur zu einem geringen Teil wiedergegeben werden können. Darin wird auch vertieft auf die SS-Oberaufseherin Braunsteiner eingegangen, deren Zeit in Genthin nur einen ganz kleinen Teil ihrer Karriere in der SS darstellte, denn nicht dafür, sondern für ihre Zeit als Aufseherin im KZ Majdanek wurde sie 1981 zu lebenslänglicher Haft verurteilt.¹⁰

Gerade vor dem Hintergrund des 70. Jahrestages der Beendigung des Zweiten Weltkrieges rückte auch der damit verbundene 70. Jahrestag der Befreiung des KZ-Außenlagers Genthin in den Blickpunkt der Genthiner Öffentlichkeit. Und desto dringlicher ist es, die Folgen eines eigentlich nicht vorstellbaren Verbrechens zu beseitigen – eines Diebstahls, dessen Motiv in der Öffentlichkeit recht unterschiedlich bewertet wird. In der Nacht vom 14. zum 15. Februar 2013 wurde die metallene Skulptur des Ehrenmals gestohlen. Unbekannte trennten die Figur oberhalb der Füße ab und versuchten



Die gestohlene Figur



Mit der geplanten Neugestaltung soll die neben der Pflanzschale erkennbare Metalltafel folgende Inschrift erhalten: „Im Februar 2013 wurde die 1966 an dieser Stelle aufgestellte Skulptur Opfer eines niederträchtigen Diebstahls“.

auch, die Buchstaben von der Mauer zu entfernen. War es ein politischer Anschlag mit rechtsextremem Hintergrund, ein Kunstraub oder lediglich ein Buntmetalldiebstahl? Die Frage wird sicher unbeantwortet bleiben, denn trotz der sofort eingeleiteten Fahndung und Ausschreibung einer nicht unerheblichen Belohnung gibt es bis heute keine Hinweise auf den Verbleib der Statue.

Die Stadt Genthin hat sich in Abstimmung mit der Künstlerin Frau Schneider-Schulz nunmehr dazu entschlossen, die Gedenkstätte umzugestalten. Da eine Wiederherstellung der ursprünglichen Skulptur nicht möglich ist, wird auf die Stele aus Beton in Sgraffito-Technik¹¹ ein Text aufgebracht, der auf das Anliegen der Gedenkstätte hinweist. 70 Jahre nach der Befreiung der ca. 700 KZ-Häftlinge dieses Außenlagers des KZ Ravensbrück soll so wieder eine würdige Stätte des Erinnerns und der Mahnung entstehen.

Der Förderverein Genthiner Stadtgeschichte hat mit der Broschüre „Die Gedenkstätte Genthin-Wald/Erinnerung und Mahnung an das KZ-Außenlager Ravensbrück“¹² den Versuch unternommen, diesen unrühmlichen Teil der Genthiner Stadtgeschichte in kurzer und doch nachvollziehbarer Form aufzuarbeiten, und bietet damit Geschichtsinteressierten die Möglichkeit, sich vertieft mit diesem Thema zu befassen.

Anmerkungen

- 1 Rede zur Gedenkveranstaltung im Plenarsaal des Deutschen Bundestages zum 40. Jahrestag des Endes des Zweiten Weltkrieges in Europa; online unter www.bundespraesident.de/SharedDocs/Reden/DE/Richard-von-Weizsaecker/Reden.de [Stand vom 16. 03. 2015]
- 2 Ansprache am 21. April 1985 in Bergen-Belsen zum 40. Jahrestag der Befreiung der Gefangenen aus den Konzentrationslagern; online unter www.helmut-kohl.de [Stand vom 16. 03. 2015]
- 3 Die ursprüngliche Metallgießerei und Armaturenfabrik Jürgens firmierte nach einem Eigentümerwechsel als Armaturenfabrik Polte OHG. Das Familienunternehmen wurde vor allem als Rüstungsproduzent international bekannt und verfügte über mehrere Tochterunternehmen. 1945 ließen die sowjetischen Besatzungstruppen Maschinen und Geräte abtransportieren.
- 4 Es handelt sich hier um den zweiten Vierjahresplan. Der erste bezog sich auf die Regierungserklärung Adolf Hitlers vom 2. Februar 1933 und war verbunden mit dem „Gesetz zur Behebung der Not von Volk und Reich“ vom 24. März 1933. Ziel war die Beseitigung der Arbeitslosigkeit. Der zweite Vierjahresplan aus dem Jahr 1936 zielte auf Autarkie und Kriegsfähigkeit der deutschen Wirtschaft.
- 5 Abkürzung für „Offene Handelsgesellschaft“.
- 6 Nationalsozialistische Bezeichnung für Arbeitskräfte nichtdeutscher Volkszugehörigkeit aus östlich gelegenen Gebieten. Sie waren teilweise angeworben, teilweise zwangsrekrutiert und vor allem in der Rüstungsindustrie sowie in der Landwirtschaft eingesetzt.
- 7 Elfriede Tribus war anschließend bis August 1944 Aufseherin im KZ Flossenbürg.
- 8 Hermine Braunsteiner (1919 – 1999) war seit 1939 Aufseherin im KZ Ravensbrück, seit 1942 in gleicher Funktion im KZ Majdanek und ab Januar 1944 Oberaufseherin des Außenlagers Genthin des KZ Ravensbrück.
- 9 Die 12. Armee der deutschen Wehrmacht wurde am 10. April 1945 unter dem Kommando des Generals der Panzertruppe Walter Wenck neu aufgestellt und schloss sich in der ersten Maitagen 1945 auf dem Weg nach Ost mit der 9. Armee zusammen. Bei Tangermünde wurden große Teile der 12. Armee von den Alliierten gefangen genommen, auch Wenck verlor hier sein Kommando. Die Reste der Armee kapitulierten wenig später in Stendal.
- 10 1981 zu lebenslanger Haft verurteilt, wurde Hermine Braunsteiner 1996 begnadigt.
- 11 Bei der Sgraffito-Technik werden mehrere Schichten Putz aufgetragen, von denen die unterste gefärbt ist. Im noch feuchten Zustand werden die oberen Schichten durch Ritzen, Schneiden oder Kratzen so bearbeitet, dass die untere, gefärbte Schicht durchscheint.
- 12 Die Broschüre ist im August 2014 erschienen und kann bezogen werden über den Förderverein Genthiner Stadtgeschichte, Lindenstraße 5 in 39307 Genthin, oder über die Touristinformation Genthin, Bahnhofstraße 8 in 39307 Genthin.



Blick auf das Gräberfeld der Gedenkstätte Feldscheune Isenschnibbe 2013

70 Jahre Massaker von Gardelegen

Thomas Irmer

2015 ist ein besonderes Gedenkjahr, da das Ende des Zweiten Weltkrieges und die Befreiung der noch lebenden Opfer der Nationalsozialisten nun 70 Jahre zurückliegen. Im gleichen zeitlichen Abstand jährt sich aber auch das Massaker von Gardelegen: Am 13. April 1945, kurz vor dem Eintreffen von US-amerikanischen Truppen, fand nördlich von Magdeburg in der Altmark noch eines der letzten großen NS-Verbrechen statt. SS-Angehörige sperrten mehr als 1.000 durch Haft und Todesmarsch ausgemergelte KZ-Häftlinge in eine Feldscheune am Rande der Stadt Gardelegen und setzten anschließend das dort lagernde Stroh in Brand. Die KZ-Häftlinge verbrannten qualvoll bei lebendigem Leib, erstickten im Rauch oder wurden bei dem Versuch erschossen, ins Freie zu gelangen. Nur wenige von ihnen überlebten das mehrstündige Massaker. Bei ihrer Ankunft am Tatort entdeckten US-Soldaten zahlreiche entstellte und teilweise bis zur Unkenntlichkeit verbrannte Häftlingsleichen in der Feldscheune, die noch nicht

in eigens ausgehobenen Gruben verscharrt worden waren. Fotos von diesen Toten gingen um die Welt – als ein schockierendes Zeugnis nationalsozialistischer Verbrechen. Seit Kriegsende wird das Andenken an die Opfer durch ein Gräberfeld in Ehren gehalten, das die US-Army in Form eines Militärfriedhofs anlegte. Zur DDR-Zeit entstand an der ehemaligen Feldscheune eine Mahn- und Gedenkstätte. Mit Mitteln des Landes Sachsen-Anhalt wird jetzt ein Besucher- und Dokumentationszentrum mit einer neuen Dauerausstellung entstehen. 70 Jahre nach der grausamen Tat entsteht am historischen Ort der Raum für eine dauerhafte Aufarbeitung und Erinnerungsarbeit – ein wichtiges Signal gerade auch zu einem Zeitpunkt, an dem das Gedenken an Gardelegen in der deutschen Erinnerungskultur zu verblassen droht.

Die Opfer

Die in der Feldscheune ermordeten KZ-Häftlinge kamen aus Lagern im heutigen Niedersachsen und Thüringen: dem Außenlager Hannover-Stöcken des KZ Neuengamme und Außenlagern des bei Nordhausen gelegenen KZ Mittelbau-Dora. Diese Außenlager waren, wie viele andere, im Verlauf des Jahres 1944 außerhalb der großen Konzentrationslager errichtet worden. Die dorthin verlegten KZ-Häftlinge sollten als „letzte Reserve“ in der Rüstungsproduktion arbeiten. Mit der Errichtung von Außenlagern weiteten die Nazis das System der Konzentrationslager buchstäblich „vor die Haustür“ aus. Bei deren Auflösung trieb die SS die KZ-Häftlinge auf sogenannte Todesmärsche, und spätestens jetzt waren sie für alle sichtbar.

Die Todesmärsche bestanden häufig aus extrem strapaziösen Fußmärschen, bei denen die entkräfteten KZ-Häftlinge in Kolonnen marschieren mussten. SS-Männer erschossen alle, die nicht mehr weiter konnten. Teilweise ließ die SS die Häftlinge, wie im Fall der erwähnten Außenlager der KZ Neuengamme und Mittelbau Dora, auch in Güterwaggons abtransportieren. Mehrere tausend KZ-Häftlinge befanden sich in zwei Zugtransporten, die im April 1945 aufgrund des Frontverlaufs und wegen zerstörter Bahnstrecken – also eher zufällig – in den altmärkischen Bahnhöfen Mieste und Letztlingen stoppten. Von diesen westlich bzw. südlich von Gardelegen gelegenen Bahnhöfen trieb die SS die KZ-Häftlinge dann auf verschiedenen Routen in Richtung der Stadt.

In Gardelegen sammelte man sie zunächst in einer Wehrmachtskaserne, der Remontekavallerieschule, bevor sie in die Feldscheune kamen. Das große rechteckige, aus

Stein gemauerte Gebäude gehörte zum Rittergut Isenschnibbe. Bis heute wird es daher auch als Isenschnibber Feldscheune bezeichnet.

Aber nicht nur in der Feldscheune, sondern auch in verschiedenen Dörfern und Wäldern der Umgebung von Gardelegen sowie im Stadtgebiet selbst kam es zu Übergriffen auf KZ-Häftlinge. In den Ortschaften Mieste, Estedt und Jävenitz töteten SS-Männer und Wehrmachtsangehörige kleinere Gruppen von KZ-Häftlingen und vermutlich auch ehemalige polnische Zwangsarbeiter. Über 370 KZ-Häftlinge wurden auf örtlichen Friedhöfen entlang der Todesmarsch-Strecken zwischen Mieste bzw. Letztlingen und Gardelegen bestattet.

Von den meisten Opfern des Massakers in der Isenschnibber Feldscheune sind keine Namen bekannt. In den vergangenen Jahren konzentrierten sich vielfältige Bemühungen deshalb auf die Identifikation von Häftlingsnummern und die Rekonstruktion von Opfernamen sowie deren Zuordnung zu den Grabstätten. Hierzu ist eine sehr aufwendige Recherche erforderlich, die in den vergangenen Jahren wichtige Ergebnisse gebracht hat. Ausgangspunkt bilden über 300 Häftlingsnummern, die die amerikanischen Soldaten noch identifizieren konnten¹. Andere zeitgenössische Quellen wie z. B. Transportlisten sind nicht erhalten. Die bekannten Häftlingsnummern wurden mit denen in den Archiven der KZ-Gedenkstätten Mittelbau-Dora und Neuengamme sowie im Archiv des Internationalen Suchdienstes in Bad Arolsen abgeglichen. Dabei konnten auch lange unbekannte Namen ausfindig gemacht werden.

Die heute bekannten Opfer stammen aus Polen, Russland, Weißrussland und der Ukraine, Frankreich, Ungarn, Belgien, Italien, Tschechien und den Niederlanden. Unter ihnen befinden sich auch polnische und ungarische Juden sowie Roma und Sinti. Sie waren zwischen 18 und 56 Jahren alt.

Die sterblichen Überreste von französischen und belgischen Häftlingen wurden nach 1945 exhumiert und zunächst auf einen französischen Ehrenfriedhof nach Berlin und später nach Frankreich und Belgien umgebettet.²

Die meisten Toten werden sich aber nachträglich nicht mehr identifizieren lassen. Dennoch bleibt die Rekonstruktion der Namen der Opfer eine zentrale Aufgabe. Noch immer treffen Anfragen von Privatpersonen ein, die auch 70 Jahre nach dem Massaker nach Angehörigen suchen und Gewissheit haben wollen.

Die bekannten Häftlingsnamen bieten für die zukünftige Gedenkstättenarbeit eine Chance, auch Lebensläufe der Toten zu rekonstruieren. Wer waren die Menschen? Auch

für die zeitgeschichtliche Bildungsarbeit, etwa in Ausstellungen oder in der Begegnung mit Besucherinnen und Besuchern, stellen Biografien, ähnlich wie Gegenwartsbezüge, einen bedeutenden Ansatz der Geschichtsvermittlung dar.

Die Täter

Ein besonderes Kennzeichen des Massakers von Gardelegen war die Beteiligung von verschiedenen Tätergruppen, die sich neben den SS-Bewachern an den Morden beteiligten. US-amerikanischen Ermittlungen zufolge nahmen zwischen 100 bis 120 Menschen an dem Massaker teil: neben SS-Männern auch Soldaten der Luftwaffe und Fallschirmjäger sowie Angehörige des Reichsarbeitsdienstes³ und des im Herbst 1944 gegründeten Volkssturms⁴ aus Gardelegen und Umgebung⁵. Beteiligt waren aber auch etwa 25 deutschsprechende KZ-Häftlinge. Wieso sie an der Ermordung ihrer eigenen Kameraden teilnahmen, ist bis heute nicht eindeutig geklärt. Bei ihnen handelte es sich um „Kapos“, d. h. sogenannte Funktionshäftlinge, denen die SS angeblich die Freiheit versprochen hatte. Funktionshäftlinge waren Gefangene, denen die SS einfache Kontroll- und Ordnungsaufgaben gegenüber Mitgefangenen übertrug und die dafür Vergünstigungen erhielten. Die begrenzten Machtbefugnisse übten die Kapos häufig gewalttätig aus. Sie verloren das Vertrauen der Häftlinge und waren völlig von der SS abhängig.

Der Historiker Daniel Blatman hat die verschiedenen Tätergruppen wie in Gardelegen in seiner großen Studie über die Todesmärsche auch als „kriminelle Gemeinschaften“ bezeichnet.⁶ Er sieht Parallelen zu anderen Endphasenverbrechen, bei denen die jeweiligen Tätergruppen ebenfalls heterogen waren. Darunter waren auch andere von lokalen NS-Funktionsträgern geplante und aus der Zivilbevölkerung mitgetragene Mordaktionen.

Auch das Massaker von Gardelegen wurde aller Wahrscheinlichkeit nach durch den örtlichen NSDAP-Kreisleiter Gerhard Thiele (1909 – 1994) organisiert. Bei Kriegsende tauchte er unter und machte später unter falschem Namen in Düsseldorf Karriere. Erst in den 1990er Jahren konnte seine wahre Identität durch das Landeskriminalamt von Sachsen-Anhalt enttarnt werden.

Es wird zukünftig darauf ankommen, auch andere Tätergruppen stärker in den Blick zu nehmen. Noch ist wenig geklärt, welche Rollen die verschiedenen Akteure bei dieser arbeitsteiligen Tat genau einnahmen. Und was waren die Motive der Täter? Ging es

beispielsweise um die Beseitigung von KZ-Häftlingen als Zeugen der NS-Verbrechen? Um einen letzten destruktiven Akt im Stadium des Untergangs? Oder entwickelte sich in Gardelegen eine spezifische Eigendynamik in einem auch regional zu betrachtenden Gewaltraum?

Gardelegen in Erinnerungskultur und Forschung

Das Massaker von Gardelegen wurde nach der Befreiung als „The Holocaust of Gardelegen“ international bekannt, als die damals vielgelesene amerikanische „LIFE“-Illustrierte Anfang Mai 1945 unter dieser Überschrift Schwarz-Weiß-Fotografien mit verbrannten Häftlingsleichen in der Feldscheune veröffentlichte. Immer noch werden Funde wie bislang unbekannte Aufnahmen ehemaliger US-Soldaten gemacht.⁷

Am historischen Ort befindet sich heute eine Gedenkstätte, in deren Mittelpunkt die als Militärfriedhof angelegte Grabanlage mit mehr als 1.000 Einzelgräbern steht. Die zu DDR-Zeiten errichtete Anlage ist heute selbst ein Zeugnis der Zeitgeschichte, das – wie vor Ort im Besucherleitsystem – kritisch kommentiert werden muss. So etwa im Hinblick auf die pauschale Vereinnahmung der Opfer als antifaschistische Widerstandskämpfer. Der Blick auf die Geschichte des Gedenkens in Gardelegen, auf deren Formen, Inhalte und Akteure kann nun auch Teil einer neuen Ausstellung werden. Die Selbstreflexion, d. h. die Frage wie und an was wir erinnern, ist ebenfalls ein wichtiger Bestandteil von Erinnerungskultur.

In der historischen Forschung geht es heute darum, das Massaker von Gardelegen in die nationalsozialistischen Gewaltkulturen einzuordnen. Dazu zählt der Blick auf die Geschichte der nationalsozialistischen Massaker. Massaker, diese, so der Soziologe Wolfgang Sofsky, „kollektive Gewalt an Wehrlosen“⁸ waren ein Kennzeichen des Holocaust und der nationalsozialistischen Herrschaft nach Kriegsbeginn: So fiel insbesondere die jüdische Zivilbevölkerung im besetzten Osteuropa zahlreichen Massakern zum Opfer. Bekannt sind große Massenerschießungen wie in der Schlucht von Babij-Jar⁹ bei Kiew oder im Wald von Biķernieki¹⁰ bei Riga. Massaker fanden aber auch in zahlreichen kleinen Städten und Dörfern statt.

Unschuldige Zivilisten wurden auch Opfer von Massenmorden, die SS-Angehörige und Wehrmachtssoldaten im besetzten Westeuropa wie in Frankreich, Italien oder Griechenland verübten. Dort ging es weniger um die Ermordung von Juden, sondern vielmehr um äußerst brutale, exemplarische Formen von Abschreckung, Vergeltung und Bestrafung.

Das Massaker von Gardelegen wird von der Forschung als ein an KZ-Häftlingen verübtes Todesmarsch-Verbrechen untersucht – so von der Historikerin Diana Gring, die bereits Anfang der 1990er Jahre über Massaker und deren Rezeption geforscht hat¹¹. Der Historiker Joachim Neander hat sich mit der Entwicklung in der Region befasst¹². Der bereits erwähnte Daniel Blatman geht auch auf andere Todesmärsche und Massaker ein¹³, darunter auf das Ende Januar 1945 an der Ostsee bei Königsberg verübte Massaker von Palmnicken, bei dem SS-Männer vermutlich mehrere tausend weibliche jüdische KZ-Häftlinge erschossen oder ins Meer trieben¹⁴. Ein anderes Beispiel aus demselben Zeitraum ist der Fall des Zuchthauses Sonnenburg bei Küstrin, wo Gestapobeamte kurz vor der Ankunft der Roten Armee 819 politische Gefangene ermordeten.¹⁵ Gardelegen war jedoch kein Massaker auf der Flucht vor der Roten Armee, sondern fand kurz vor der Ankunft der Amerikaner statt. Es richtete sich auch nicht gezielt gegen Juden oder politische Gegner, auch wenn Juden und politische Häftlinge unter den Opfern waren.

Eine entscheidende Frage wird wohl immer sein, wieso es noch kurz vor der Befreiung zu einem solchen Verbrechen kommen konnte. Jüngste Forschungserträge über die Endphasenverbrechen im Reichsgebiet wie von dem Historiker Sven Keller weisen darauf hin, dass es für lokale Akteure durchaus verschiedene Handlungsoptionen gab. Sie reichten von Widerstandshandlungen bis hin zu Beteiligungen an Mordaktionen.¹⁶ Es wäre lohnenswert, die Entwicklung in Gardelegen auch in dieser Hinsicht vergleichend zu untersuchen.

Schlussbemerkung

70 Jahre nach dem Massaker von Gardelegen sind das Gräberfeld der Opfer und die Überreste der Feldscheune ein deutscher und europäischer Erinnerungsort. Die hier aufgeworfenen Fragen zeigen, dass auch heute noch ein wichtiger Forschungsbedarf besteht. Es bestehen auch Anforderungen an die Aufarbeitung des Verbrechens selbst, die noch nicht abgeschlossen ist. Der Blick auf die Ereignisse und das Gedenken an die Opfer fordern auch 70 Jahre später eindringlich zur Suche nach Erklärungen und Antworten auf.

Anmerkungen

- 1 Vgl. Report of Investigation of Massacre of Political Prisoners at Gardelegen vom 23. Mai 1945, zit. nach Gring, Diana: Das Massaker von Gardelegen, in: Dachauer Hefte Bd. 20, München 2004, S. 112 - 126.
- 2 Vgl. Irmer, Thomas: Neue Quellen zur Geschichte des Massakers von Gardelegen, in: Gedenkstättenrundbrief 156, 2009, S. 14 - 19.
- 3 In der 1935 gegründeten NS-Organisation mussten männliche und während des Zweiten Weltkrieges auch weibliche Jugendliche und junge Erwachsene einen mehrwöchigen Arbeitsdienst ableisten. Im Verlauf des Jahres 1944 übernahm der Reichsarbeitsdienst eine Grundausbildung am Gewehr. Vgl. Benz, Wolfgang: Vom Freiwilligen Arbeitsdienst zur Arbeitsdienstpflicht, in: Vierteljahrshefte für Zeitgeschichte, 16 Jg., Heft 4/1968, S. 317-346.
- 4 Der Deutsche Volkssturm war eine militärische Organisation, der männliche Jugendliche sowie ältere und noch nicht zur Wehrmacht eingezogenen Männern angehörten. Der mit einfachen Waffen ausgestattete Volksturm sollte zu Bau- und Schanzarbeiten eingesetzt werden, aber auch bei lokalen Kämpfen gegen alliierte Truppen. Vgl. Yelton, David K.: Hitler's Volkssturm. The Nazi Militia and the Fall of Germany 1944-1945, Kansas City 2002.
- 5 Vgl. Report of Investigation 1945.
- 6 Vgl. Blatman, Daniel: The Death Marches. The Final Phase of Nazi Genocide, Cambridge 2011, S. 245 f.
- 7 Vgl. Castillo, Piper: Largo veteran's photos recall the horror of the Gardelegen Massacre, in Tampa Bay Times vom 08. November 2013, online unter <http://www.tampabay.com/news/humaninterest/largo-veterans-photos-recall-the-horror-of-the-gardelegen-massacre/2151583> [Stand vom 24. 03. 2015].
- 8 Vgl. Sofsky, Wolfgang: Traktat über die Gewalt, Frankfurt/M. 1996, S. 180. Ähnlich auch der Soziologe Jacques Sémiin, der Massaker als „kollektive Form der Vernichtung von Nicht-Kombattanten (Männer, Frauen, Kinder oder entwaffnete Soldaten)“ bezeichnet. Vgl. Sémiin, Jacques: Säubern und Vernichten. Die Politik der Massaker und Völkermorde, Hamburg 2007, S. 353.
- 9 In der Schlucht von Babij-Jar nahe der ukrainischen Hautstadt Kiew erschossen Angehörige einer SS-Einsatzgruppe am 29. und 30. September 1941 mehr als 33.000 jüdische Männer, Frauen und Kinder. Vgl. Altmann, Ilja: Opfer des Hasses. Der Holocaust in der UdSSR 1941 - 1945, Northeim-Sudheim 2008, S. 352-353.
- 10 In dem östlich der lettischen Hautstadt gelegenen Kiefernwald ermordeten Angehörige der Sicherheitspolizei und lettische Hilfskräfte zwischen 1941 und 1944 mehrere zehntausend Jüdinnen und Juden, außerdem Kriegsgefangene und politische Gegner. Vgl. Angrick, Andrej / Klein, Peter: Die „Endlösung“ in Riga. Ausbeutung und Vernichtung 1941-1944. Darmstadt 2006, S. 138 f.
- 11 Vgl. Gring, Diana: Die Todesmärsche und das Massaker von Gardelegen - NS-Verbrechen in der Endphase

des Zweiten Weltkrieges, Gardelegen 1993; dies. 2004; dies: Das Massaker von Gardelegen. Ansätze zur Spezifizierung von Todesmärschen am Beispiel Gardelegen, in: Garbe, Detlef / Lange, Carmen (Hrsg.): Häftlinge zwischen Vernichtung und Befreiung, Bremen 2005, S. 155.

- 12 Vgl. Neander, Joachim: Vernichtung durch Evakuierung? Die Praxis der Auflösung der Lager – Fakten, Legenden und Mythen, in: Garbe / Lange 2005, S. 45–59.
- 13 Vgl. Blatman 2011; ders.: Die Todesmärsche - Entscheidungsträger, Mörder und Opfer, in: Herbert, Ulrich / Orth, Karin / Dieckmann, Christoph (Hrsg.): Die nationalsozialistischen Konzentrationslager. Entwicklung und Struktur, Bd. 2/2, Göttingen 1998, S. 1063–1092.
- 14 Vgl. Blitz, Maria: Endzeit in Ostpreußen. Ein beschwiegenes Kapitel des Holocaust, hg. von Uwe Neumärker, Berlin 2010, S. 37–40.
- 15 Vgl. Queiser, Daniel: Das Massaker in der Nacht vom 30. zum 31. Januar 1945, in: Coppi, Hans / Majchrzak, Kamil (Hrsg.): Das Konzentrationslager und Zuchthaus Sonnenburg, Berlin 2015, S. 49–61.
- 16 Vgl. Keller, Sven: Volksgemeinschaft am Ende. Gesellschaft und Gewalt 1944/45, München 2013, S. 384 f. Keller geht jedoch nicht auf das Massaker in der Altmark ein.

„Ein Mensch ist erst vergessen, wenn der Name vergessen ist“ – Stolpersteine für Magdeburg

Waltraut Zachhuber

Erinnern! Ein schönes, ermutigendes Motto trägt der Rundbrief der Stiftung Gedenkstätten im Titel: Erinnern! Dass das auf vielfache Weise möglich und nötig ist, lässt sich in jeder Ausgabe nachlesen. Mir begegnet dieses „Erinnern“ in Hinsicht auf die Verbrechen der Zeit des Nationalsozialismus auch in der Aktion „Stolpersteine für Magdeburg“. Im Jahr 2006 fasste der Magdeburger Stadtrat den Beschluss, und inzwischen ist die Aktion ein Teil des inzwischen europaweiten Erinnerungs- und Mahnmalprojektes des Kölner Künstlers Gunter Demnig. Aus den Erfahrungen mit dieser Form der Erinnerungsarbeit möchte ich berichten.

Gedenken vor 1989

Auch vor dem Beginn der Aktion „Stolpersteine für Magdeburg“ wurde in Magdeburg auf vielfache Weise an die antisemitischen Naziverbrechen und an die Opfer dieser Gewalttaten erinnert. Seit 1978 gedachten beispielsweise Christen verschiedener Kirchen jeweils am 9. November gemeinsam mit der immer kleiner werdenden jüdischen Gemeinschaft der Opfer der Novemberpogrome 1938 und der nationalsozialistischen Verbrechen an jüdischen Menschen in Deutschland und Europa. Sie trafen sich in der Abenddämmerung auf dem Israelitischen Friedhof, es gab Reden, Gebete, ein kleiner Chor sang, Kerzen wurden entzündet und am Gedenkstein für die ermordeten Kinder abgestellt. Diese Veranstaltungen, zu der sich jährlich ein- bis zweihundert Menschen versammelten, blieben bis 1988 in der Öffentlichkeit und in den Medien weitgehend unbeachtet.

1988 jedoch beschlossen die Regierung der DDR und die Stadt Magdeburg, sich des 9. November in öffentlichen Veranstaltungen zu erinnern. Nahe dem alten Standort der zerstörten Magdeburger Synagoge wurde ein eindrückliches Mahnmal aufgestellt, und eine große Zahl von Menschen – darunter auch viele Schulkinder – kamen zu seiner Einweihung zusammen. Ich erinnere mich, dass ich durch die Reihen der Schülerinnen und Schüler ging und sie fragte, ob sie wüssten, worum es bei dieser Veranstaltung ginge. Die wenigsten hatten eine Ahnung, und so waren die meisten auch nur mit

geringem Interesse bei der Sache. Ein Jahr später waren ganz andere Themen aktuell, so dass sich wieder nur die Schar derer erinnerte, die schon in den Vorjahren auf dem Israelitischen Friedhof zusammen kam. Dass ausgerechnet an diesem Tag die Mauer fiel, empfand ich damals als einen Affront gegen den Ernst des Gedenktages.

Erinnern in Magdeburg nach 1989

Wie sollte nun, 45 Jahre nach dem Ende des Krieges und der Befreiung von der nationalsozialistischen Herrschaft, ohne die staatlichen Vorgaben, die das Erinnern an die NS-Zeit bisher geprägt und bestimmt hatten, eine angemessene und offene Erinnerungskultur entstehen? Es gab wohl 1990 nur wenig Leute, die sich in Magdeburg darüber Gedanken machen konnten, war doch vieles andere zu bewältigen. Immerhin lud der damalige Oberbürgermeister Dr. Willi Polte gemeinsam mit der Deutsch-Israelischen Gesellschaft (Arbeitsgruppe Magdeburg) ehemalige Magdeburger Juden ein. Sie waren zu Gast in Familien und Schulklassen, im Rathaus und im Museum. Das Erinnern wurde geprägt durch die Begegnung mit Überlebenden der Shoah, mit jüdischen Menschen, denen in Magdeburg Leid und Unrecht geschehen war. Jeder, der diese Begegnungen miterlebte, war berührt von der herzlichen und zugewandten Freundlichkeit der Gäste, die von ihrem Schicksal erzählten - ohne Zorn und Hass, aber in der Hoffnung, in dieser Stadt auf Menschen zu treffen, die bereit waren, nicht zu vergessen und ihre Erinnerungen zu bewahren.

Auf der anderen Seite wurde gleichzeitig immer deutlicher, wie viel rechtsextremes Gedankengut sich über die DDR-Zeit hin erhalten hatte, ohne dass das öffentlich geworden war. Die Nachwende-Gesellschaft spülte das nun an die Oberfläche. Hakenkreuzschmierereien, antisemitische Sprüche und schließlich auch Neonaziaufmärsche und rassistische Übergriffe zeigten überdeutlich, wie wenig die antifaschistische Erziehung der DDR in den Hirnen und Herzen wirklich bewirkt hatte. Gleichzeitig brachten historische Forschungen über die Zeit zwischen 1933 und 1945 in Magdeburg Dinge zutage, von denen bisher nirgends die Rede gewesen war. Ein Absolvent des Ökumenischen Domgymnasiums entdeckte als Freiwilliger in der Gedenkstätte Yad Vashem in Israel, dass es KZs nicht nur in Buchenwald oder Sachsenhausen oder Auschwitz gegeben hatte, sondern auch hier in Magdeburg, das „KZ in der Nachbarschaft“, wie er seine Diplomarbeit übertitelte, die er später zu diesem Thema schrieb.¹ Andere junge Historiker konnten von weiteren Arbeitslagern in Magdeburg berichten.



Stolperstein für Susi Abosch in der Schönebecker Straße

Das warf viele Fragen auf: Wie viele Menschen in dieser Stadt mögen damals den jüdischen Sklavenarbeitern begegnet sein? Wie viele waren in Bereichen tätig gewesen, wo sie genug von der Situation der Juden in Magdeburg mitbekommen konnten? Wie viele haben von den Arisierungen profitiert, von den durch Nazigesetzgebung und Deportation frei werdenden Häusern und Wohnungen, von der Verdrängung der jüdischen Ärzte, Rechtsanwälte, Apotheker und Geschäftsleute aus dem Wirtschaftsleben der Stadt? Es stellte sich heraus, dass es nahezu unmöglich gewesen sein musste, damals in Magdeburg gelebt und nichts von all dem mitbekommen zu haben. Und doch hatte sich kaum etwas davon im kollektiven Gedächtnis der Stadt niedergeschlagen. All das durfte nicht weiter verdrängt und vergessen werden. Es war ja ein – wenn auch finsterer – Teil unserer Geschichte, der unsere Stadt, ihr Leben und auch uns alle mit geprägt hatte, ob wir es nun wahrhaben wollten oder nicht.

Sichtbare Zeichen für das Erinnern entstanden: das Mahnmal in Magdeburg-Rothensee und die Gedenktafel in der Karl-Liebknecht-Straße, die auf die Zwangs- und Sklavenarbeitslager hinwiesen, und das Mahnmal in der Nähe des Doms im Gedenken an die 340 ermordeten Roma und Sinti aus Magdeburg. Diese Mahnmale wurden neben dem, das an die zerstörte Synagoge erinnert, zu Orten, an denen Menschen nicht nur an Gedenktagen zusammenkommen, um sich der Vergangenheit unserer Stadt zu stel-



Stolpersteine für die Mitglieder der Familie Rosenthal in der Jerichower Straße

len, sich gemeinsam zu erinnern. Persönliche Worte, Mitgestaltung durch Schülerinnen und Schüler, durch Künstler, durch Zeitzeugen, aber auch Reden von politisch Verantwortlichen prägen das Gedenken an diesen Orten bis heute, immer begleitet jedoch auch von der Sorge, das alles möge nicht nur Lippenbekenntnis sein, sondern sich den nachwachsenden Generationen nachdrücklich einprägen. Es geht ja vor allem darum, dass Menschen, besonders junge Menschen durch dies Erinnern weniger anfällig werden für die braunen Lügen und Irrlehren. Und bis dahin ist es noch ein weiter Weg. Umfragen und Alltagserfahrungen zeigen das immer wieder. So ist es nicht verwunderlich, dass immer wieder nach neuen Möglichkeiten und Wegen Ausschau gehalten wurde. Das Magdeburger „Bündnis gegen Rechts“ hat in dieser Hinsicht viel erprobt und inzwischen mit seiner „Meile der Demokratie“ gemeinsam mit vielen Akteuren und auch mit der Landeshauptstadt und seinen politischen und administrativen Vertretern eine Kombination von Erinnern und Erlebnis geschaffen, die ein wachsendes Interesse findet.

Das Projekt „Stolpersteine“

In dieser Situation erreichten unsere Stadt Informationen über das Gedenk-Projekt „Stolpersteine“ des Kölner Künstlers Gunter Demnig. Sein Ansatz: Erinnern nicht pauschal, nicht allgemein, nicht an ein anonymes Heer von Opfern, sondern ganz konkret, an einzelne Menschen, an das Kind aus meiner Straße, an den Arzt, zu dem unsere Familie Vertrauen hatte, an den Kaufmann, dessen Geschäft unser Großvater übernommen hatte. Das war noch einmal ein ganz neuer Ansatz. „Ein Mensch ist erst vergessen, wenn sein Name vergessen ist“, sagt Demnig.

Erinnern also an jeden einzelnen Namen, an so viel wie möglich in Verbindung mit diesem Namen. Erinnern auf öffentlichen Straßen und Plätzen, mitten in der Stadt und mitten in der Gesellschaft, dort, wo diese Menschen einst zuhause waren. Das war die Idee, die Demnig in die Städte und Gemeinden Deutschlands hinein trug. Sie ließ sich nur umsetzen, wenn in all diesen Orten Menschen mitmachten, wenn Bürgerinnen und Bürger Geld gaben, wenn sie den Namen nachgingen, wenn sie alle nur möglichen Quellen öffneten, in den Archiven, aber auch in den Gedächtnissen von Zeitzeugen, Angehörigen, Nachbarn, Freunden. Es handelte sich um ein anspruchsvolles und in seinem Umfang unabsehbares Projekt – wie ein Schneeball, der, einmal hingeworfen, zur Lawine werden oder auch binnen kurzem zerfallen konnte.

Eine vom Kulturamt der Stadt einberufene Beratungsgruppe zögerte zunächst. War ein solches Erinnern in Magdeburg überhaupt möglich? Durch „Stolpersteine“ vor den Häusern, in denen die Opfer des Nationalsozialismus einst wohnten? In der Altstadt Magdeburgs, wo die meisten jüdischen Magdeburger zu Hause gewesen waren – und um diese würde es vorrangig gehen –, war durch die Kriegszerstörungen und die Strukturveränderungen beim Wiederaufbau in der DDR nichts mehr so wie früher. Viele Straßen gab es nicht mehr, fast alle Häuser waren verschwunden. Wo sollten die Stolpersteine in so einer Situation verlegt werden? In Magdeburg hatte eine große jüdische Gemeinschaft gelebt, aber wie konnte man etwas von ihr erfahren angesichts dessen, dass zunächst 1938 alle Unterlagen der Synagogengemeinde unwiederbringlich zerstört wurden und dann im Krieg zahlreiches weiteres Archivgut verloren ging? Schließlich stellte 2005/2006 die Stadtratsfraktion Bündnis 90/Die Grünen den Antrag an den Stadtrat, auch in Magdeburg Stolpersteine verlegen zu lassen. Gunter Demnig folgte der Einladung nach Magdeburg und stellte sein Projekt vor. Nach umfassenden Beratungen stimmte der Stadtrat dem



Stolpersteine für die Mitglieder der Familie Blumenfeld in der Walter-Rathenau-Straße

Antrag nicht nur zu, sondern beauftragte auch das Kulturbüro, eine Arbeitsgruppe zur Umsetzung des Beschlusses einzusetzen. Diese Umsetzung erfolgt nun seit 2007.

Erinnern mit Hilfe von Stolpersteinen

Gunter Demnig sagt, dass seine Stolpersteine dazu einladen, „mit den Augen zu stolpern“. Wer des Weges kommt und sie sieht, muss sich ein wenig vorbeugen, um zu lesen, was da steht: „Hier wohnte...“. Und er oder sie wird so daran erinnert, dass es Menschen gab, Bürgerinnen und Bürger der Stadt, die hier wohnten wie alle anderen, und denen übel mitgespielt wurde, die einem staatlich beschlossenen und von der Mehrheit der Gesellschaft hingenommenen gewaltsamen Tod starben, die ermordet wurden. Dem vorüber Gehenden fällt ein Name auf, der Name eines Mannes, einer Frau, eines Kindes, er liest das Alter und sieht sie sozusagen vor sich, wie sie aus diesem Haus kamen, abgeholt oder vertrieben wurden, spürt ihrem Leid und ihrer Angst nach und wird berührt: so etwas hätte es nie geben dürfen. So etwas darf es nie mehr geben. Das zu lernen und zu begreifen, konnte auch in Magdeburg wichtig und sinnvoll ein.

Der Beginn mit Herbert Goldschmidt²

So fand in Magdeburg am 18. März 2007 die erste Stolpersteinverlegung statt. Einen langen Vorlauf hatte es dazu gegeben. Die Arbeitsgruppe „Stolpersteine für Magdeburg“³ hatte zunächst Namen von Magdeburger Juden und Jüdinnen zusammen getragen, die in der Nazizeit ermordet wurden. Bald beteiligten sich Schülerinnen und Schüler an dem Projekt, zuerst aus dem Ökumenischen Domgymnasium, inzwischen aus mehr als 15 Magdeburger Grund-, Sekundar- und Berufsschulen sowie Gymnasien. Vom Domgymnasium kam die Anregung, sich als erstem dem prominenten Domschüler mit jüdischen Wurzeln und Bürgermeister Magdeburgs, Herbert Goldschmidt, zuzuwenden. Mit der Erinnerung an ihn geriet in der Stadt ein Mensch in den Blick, an dessen Biografie besonders deutlich wird, wie sehr jüdische Magdeburger Teil dieser Stadt waren und zum Leben und Gedeihen der Stadt beitrugen. Schon sein Vater war hier als Landgerichtsdirektor tätig, und er selbst war wie viele Magdeburger für Deutschland in den Ersten Weltkrieg gezogen und hatte dann als Jurist in städtischen Diensten und schließlich als Stadtpolitiker viel Gutes für Magdeburg getan, bis ihn die Nationalsozialisten 1933 brutal aus dem Rathaus vertrieben.

Mit Stand März 2015 liegen auf Magdeburgs Straßen und Plätzen 420 Stolpersteine, die an 417 Menschen erinnern. Drei Stolpersteine beziehen sich als „Kopfsteine“ auf besondere Gruppen: auf zwei Transporte aus der diakonischen Einrichtung der Pfeiferschen Stiftungen im Rahmen der nationalsozialistischen Krankenmorde und auf die jüdische Zirkusfamilie Blumenfeld.

Erinnert wird bisher neben zahlreichen jüdischen Opfern an 51 ermordete Kranke und Behinderte, an zwölf wegen ihrer homosexuellen Orientierung ermordete Männer, an drei ermordete Zeugen Jehovas und an acht Widerstandskämpfer (parteilos, SPD oder KPD). Auf Bitten des Zentralrates der Roma und Sinti wurden keine Stolpersteine im Gedenken an die 340 ermordeten Roma und Sinti Magdeburgs verlegt. Ihrer wird namentlich auf einem eigenen Mahnmal am Holzweg gedacht.

Die Erinnerung wächst

420 Stolpersteine – das bedeutet, sehr viele Menschen haben Geld gegeben, damit diese Stolpersteine verlegt werden konnten. Sie haben durch Sammelaktionen, Basare, Schulfeste und anderes noch viel mehr Menschen mit dem Thema in Berührung gebracht. Noch viel mehr Menschen, besonders aus Kinder- und Jugendgruppen, sind den Schicksalen nachgegangen, haben Gespräche geführt, in Archiven oder im Internet recherchiert, sich um

historische Hintergründe bemüht oder nach Nachbarn oder Angehörigen gesucht, um etwas aus dem Leben der Menschen zu erfahren. 420 Gedenkseiten umfasst bisher das ständig weiter wachsende Magdeburger Gedenkbuch, das sich im Eike-von-Repgow-Saal im Rathaus befindet und dort von jedem und jeder eingesehen werden kann. An die 500 einzelne Menschen oder Gruppen werden zweimal jährlich zu den kurzen Zeremonien eingeladen, die die Verlegungen begleiten und von ganz unterschiedlichen Akteuren gestaltet werden. Neben den Mitgliedern der Arbeitsgruppe „Stolpersteine für Magdeburg“ sind das Angehörige oder Freunde der Opfer, Schülerinnen und Schüler oder andere Menschen, die etwas zum Leben der Menschen sagen können, an die erinnert wird. Immer sind Musiker dabei, oft auch Vertreter der Synagogengemeinde zu Magdeburg, die ein Gebet sprechen.

Die Verlegung nimmt Gunter Demnig meist selbst vor. Zuweilen, wenn er verhindert ist, helfen Mitarbeiter des Tiefbauamtes Magdeburg aus – seit 2007 immer die gleichen. Sie und viele weitere Beschäftigte des Rathauses, darunter im Stadt- und im Standesamtsarchiv, im Kulturbüro und in der Kämmerei sowie beim Team Stadtgrundkarten und Planherstellung, sind wertvolle Helfer für das Projekt „Stolpersteine“. Überhaupt erweist es sich an vielen Stellen als hilfreich, dass nicht ein Verein, sondern die Landeshauptstadt selbst das Erinnerungsprojekt verantwortet. So stellte sie auch die Namen und Gedenkblätter mit dem, was über die Lebensschicksale bekannt ist, und den Stadtplan mit den bisher etwa 140 Verlegeorten der Stolpersteine auf ihrer Homepage ins Netz (www.magdeburg.de, Stichworte: „Bürger und Stadt“ / „Stadt“, „Aktionen“, „Aktion Stolpersteine“).

Beispiele für Erkenntnisse und Erfahrungen

„Das hier muss ein Irrtum sein. Diese Person war ja erst ein Jahr alt“, sagte eine Schülerin, die die Namen der Mitglieder einer Familie in der Hand hielt, zu der sie gemeinsam mit anderen recherchieren wollte. Nein, es war kein Irrtum. Auch kleine Kinder und Säuglinge wurden durch die Nazis ermordet, nur weil sie jüdisch waren. Das war ihr vorher noch nicht bewusst gewesen. Andere Schüler ihrer Schule, dem Hegelgymnasium Magdeburg, begannen ausführlicher zu recherchieren und sammelten Namen von jüdischen Lehrern und Lehrerinnen sowie Schülern und Schülerinnen dieser Schule. Einer der Schüler, heute über 90 Jahre alt, kam aus Belgien nach Magdeburg, um an seine ermordeten Eltern zu erinnern. Er konnte ihnen aus eigenem Erleben etwas aus seiner Schulzeit erzählen und von seiner Rettung durch einen der so genannten



Gunter Demnig, Luis Simonsohn und Werner Simonsohn bei der Stolpersteinverlegung (von links)

Kindertransporte⁴ 1938/1939 nach England. Er freute sich sehr, dass er von Schülern durch die heutige Schule geführt wurde.

„Ich hatte vier Freundinnen, mit denen ich täglich zusammen war“, erzählte eine 88jährige Frau aus London den Schülern und Schülerinnen aus dem Norbertusgymnasium. „Nur drei kamen wie ich durch den ‚Kindertransport‘ mit dem Leben davon“. Sie freute sich, dass ihre beiden ermordeten Freundinnen auch in Magdeburg nicht vergessen sind. „Niemand von euch trägt irgendeine Schuld an dem, was damals geschah“, sagte sie zu den Schulkindern, „aber wichtig ist es, dass ihr nicht vergesst, was gewesen ist. Damit so etwas nie wieder geschieht.“

„Wir wollen Euer Projekt mit unterstützen“, sagte eine Lehrerin zu ihrer Kollegin aus dem benachbarten Schollgymnasium und sammelte mit ihren Schülern der Gemeinschafts- und Sekundarschule August-Wilhelm-Francke Gelder zur Mitfinanzierung der Stolpersteine, die zur Erinnerung an Mitglieder der jüdischen Familie Zauderer verlegt werden sollten. Die Gymnasiasten recherchierten im Anschluss an dieses Projekt gleich weiter über eine andere Familie, bei der sie auch eine (englisch-sprachige) Mail-Verbindung zu Nachfahren in den USA aufbauen konnten. Der Film des Offenen Kanals Magdeburg zur Verlegung dieser Stolpersteine zeigt die Gründlichkeit ihrer Arbeit und konnte auch den dankbaren Enkelinnen in den USA zugänglich gemacht werden.



Das Gedenkbuch der Stadt.

Entdeckt wurden bei diesen Forschungsarbeiten auch die freundschaftlichen Verbindungen zwischen der jüdischen Familie und einer Pfarrersfamilie in Hessen sowie der erschütternde Abschiedsbrief des jüdischen Vaters an seinen jugendlichen Sohn in den USA, der in einem Buch veröffentlicht wurde, das die Jerusalemer Gedenkstätte Yad Vashem heraus gebracht hatte.⁵ Schließlich konnte eine Verbindung zwischen den Enkelinnen in den USA und den Nachfahren der hessischen Pfarrersfamilie hergestellt werden. Auch die hessische Kirchengemeinde, in der der Pfarrer bis 1959 tätig gewesen war, interessierte sich dafür und veröffentlichte den Abschiedsbrief in ihrem Gemeindeblättchen.

„Endlich haben wir einen Ort der Erinnerung an unsere Großeltern“, sagte Werner Simonsohn aus Chile, der mit seinem Bruder und weiteren Angehörigen nach Magdeburg gekommen war. Bewegt hielten beide Brüder die Stolpersteine mit den Namen ihrer Großeltern in die Kamera der jungen Leute, die im Auftrag des Offenen Kanals Magdeburg die Stolpersteinverlegung filmten. Und die Tochter des Bruders sagte: „Nie wollte ich nach Magdeburg fahren, wo meinen Urgroßeltern so Schreckliches geschehen war. Aber ich konnte meinen Vater doch nicht allein reisen lassen! Jetzt bin ich froh, aus Israel hierhergekommen zu sein. Ich werde dort davon erzählen, wie ihr euch an sie erinnert“. Das hat sie dann auch an einem der nächsten Shoah-Gedenktage in ihrem

Kibbuz Ein Gev gemacht, bei der zwei Mitglieder der Arbeitsgruppe „Stolpersteine für Magdeburg“ anwesend waren.

„Wir wollen am 80. Geburtstag meiner Mutter in Magdeburg zur Stolpersteinverlegung in Erinnerung an Urgroßmutter Rosa zusammen kommen“, schrieb eine Frau aus Israel, und tatsächlich kamen 15 Angehörige aus Kalifornien und weitere aus Deutschland und Israel. Der Oberbürgermeister empfing sie gemeinsam mit anderen Gästen der Stolpersteinverlegungen im Rathaus. Sie trugen sich im Gästebuch der Stadt ein und werden gewiss auch zu Hause über die Bemühungen Magdeburgs berichtet haben.

Umgekehrt können nun etliche Magdeburger von der freundlichen Begegnung mit ihnen an diesem Stolperstein berichten, an dem eine heute fast 90jährige Enkelin ihren letzten Besuch bei der Großmutter Rosa in Magdeburg im Jahr 1939 so lebhaft und anschaulich schilderte.

Unendlich viel wäre zu erzählen von dem nachhaltigen Eindruck der Stolpersteine. Zunächst ging es darum, die Erinnerung an so viel Leid, Unrecht und Terror in Magdeburg wach zu halten. Im Verlaufe der Arbeit wurde jedoch deutlich, dass es nicht nur um einzelne Biografien verfolgter Menschen geht, sondern eigentlich um die Geschichte unserer ganzen Stadt, um die Vergangenheit von uns allen und um alle Zerstörungen, die jene Zeit hinterlassen hat. Wir hatten uns auf eine Spurensuche begeben, bei der wir auch dem verlorenen Antlitz unserer Stadt nachspüren konnten, dem städtischen Leben seit dem 19. Jahrhundert, dem Miteinander der Menschen, der Entwicklung städtischen Gewerbes und der Situation von Familien und Schulen. Es ging um Heimatkunde und darum, wie aus einem Miteinander so eine Ausgrenzung entstehen konnte. „Dann waren wir auf einmal ausgestoßen“, dieser Titel des Buches des australischen Historikers Michael Abrahams-Sprod über das Schicksal der Magdeburger Judenheit während des Nationalsozialismus⁶ wurde Biografie für Biografie immer wieder neu veranschaulicht.

Aber beim Stolpersteinprojekt geht es nicht nur um unser eigenes Erinnern, sondern oft wird auch die Erinnerung ferner Menschen berührt. Die Stolpersteinverlegungen schlagen neue Brücken zwischen Magdeburg und ehemaligen jüdischen Magdeburgern beziehungsweise ihren irgendwo in der Welt lebenden Nachfahren. Die entstehenden Verbindungen geben uns mehr, als wir einbringen könnten. Es ist geradezu beschämend, all die Freude und Dankbarkeit von Angehörigen über die verlegten Stolpersteine zu erleben. Was als Mahnung und ernstes Gedenken gedacht war, bringt bereichernde Begegnungen und freundschaftliche Verbindungen mit sich. Menschen kamen nach

Magdeburg um einer etwa 15-minütigen Zeremonie willen, und sie reisten sozusagen als Friedens- und Versöhnungsbotschafter unserer Stadt wieder ab. Die Liste ihrer Herkunftsländer vermittelt eine Ahnung, was das bedeuten kann: England, Belgien, Israel, Chile, Taiwan, Australien, Kanada, Frankreich, Italien, Schweden, aus verschiedenen Staaten der USA, den Niederlanden und aus vielen Städten Deutschlands. Vielen von ihnen ging es wie jener Urenkelin ermordeter Magdeburger, dass sie mit Magdeburg bis zur Verlegung der Stolpersteine nur bittere Gedanken verbunden hatten.

„Wir wollen in diesem Jahr dabei helfen, dass möglichst viele Schülerinnen und Schüler aus Magdeburger Schulen mithelfen, die Stolpersteine in der Umgebung ihrer Schule zu putzen“, meinte 2014 eine Mitarbeiterin der Landeszentrale für politische Bildung in Magdeburg. Diese „Putzaktion“, an der sich viele Schulen beteiligten, gab es inzwischen auch 2015. Es geht dabei nicht nur ums Putzen, sondern man erinnerte dabei auch wieder an die Menschen, deren Namen auf den Steinen steht, berichtete über ihr Schicksal, schmückte die Steine erneut mit Blumen. Es scheint, als würden sich aus diesen punktuellen Aktionen richtige „Patenschaften“ entwickeln.

Fazit

Die Stolpersteine auf den Straßen der Stadt erinnern an eine bittere und böse Zeit, die zur Ausgrenzung und Ermordung von Menschen führte. Insofern sind sie negative Zeichen, eingekerbt in das heutige Erscheinungsbild der Stadt, Schandflecken unserer Geschichte, die nicht vergessen werden darf. Sie mahnen uns, jedem Antisemitismus und jeder Missachtung der Menschenwürde entgegen zu treten.

Sie sind aber auch Stein für Stein die Erinnerung an ganz konkrete Menschen, die das Leben dieser Stadt bereichert und begleitet haben. Sie sind eine kleine Spur ihres Lebens, das anders hätte verlaufen und enden sollen. Insofern ermuntern die Stolpersteine, an diese Menschen zu denken und mehr von ihnen zu erfahren. Durch die Erinnerung an ein Stück Geschichte dieser Stadt schaffen sie den Zugang zu unserer eigenen Geschichte.

Schließlich sind sie auch Merkzeichen für eine weltweite Verbundenheit mit Menschen, die sich in der Ferne innerlich unserer Stadt (wieder) angenähert haben und positiv(er) an sie denken. Die Stolpersteine bieten so Hilfe und Gelegenheit, „über den Tellerrand zu schauen“, den Horizont zu erweitern und Menschen aus anderen Ländern zu begegnen, mehr von ihnen zu erfahren und sich so als Teil einer gemeinsamen Welt zu

begreifen. Das wird noch dadurch verstärkt, dass viele Stolpersteinverlegungen uns auch mit den heute nach Magdeburg eingewanderten Juden zusammenbringen. Sie schaffen so auch eine Brücke zwischen den als Fremde Hierhergekommenen und den hier schon länger Heimischen. Die Begegnungen bauen Fremdheit ab, ermöglichen Gespräche und Begegnungen und können, so ist zu hoffen, viele Magdeburgerinnen und Magdeburger, junge und ältere, wachsam gegen Antisemitismus und Fremdenfeindlichkeit werden lassen.

Anmerkungen

- 1 Vgl. Bütow, Tobias / Bindernagel, Franka: Ein KZ in der Nachbarschaft, Böhlau 2003.
- 2 Der Jurist Herbert Goldschmidt (1890 -1943) war ab 1919 in der Stadtverwaltung Magdeburgs tätig und ab 1931 Stellvertreter des Oberbürgermeisters Ernst Reuter.
- 3 Die Arbeitsgruppe steht unter dem Vorsitz der Leiterin des Kulturbüros, Susanne Schweidler, und umfasst gegenwärtig vier Personen. In der Gründungsphase gehörten noch zwei Lehrer dazu.
- 4 Zwischen Ende November 1938 und September 1939 konnten mehr als 10.000 jüdische Kinder aus Deutschland, Österreich, Polen und der Tschechoslowakei nach Großbritannien ausreisen. Sie waren oft die einzigen Überlebenden ihrer Familien.
- 5 Julius Joseph an seinen Sohn Arnold, zit. in: Bacharach, Walter-Zwi (Hrsg.): „Dies sind meine letzten Worte“, Briefe aus der Shoah, Göttingen 2006, S. 141-144.
- 6 Vgl. Abrahams-Sprod, Michael E.: „Und dann warst du auf einmal ausgestoßen!“ Die Magdeburger Juden während der NS-Herrschaft, Halle 2012.



Die Gruppe der Zweiten Generation im Jahr 2004

Die Aktionen der „Gruppe der Zweiten Generation“ in der Gedenkstätte für die Opfer des KZ Langenstein-Zwieberge¹

Gesine Daifi

Seit 1991 finden jährlich im April in der Gedenkstätte Langenstein-Zwieberge internationale „Tage der Begegnung“ mit Überlebenden statt. Begleitet werden die ehemaligen Häftlinge in vielen Fällen von ihren Kindern und Enkeln. Einige dieser Nachkommen äußerten anlässlich der „Tage der Begegnung“ 1998 erstmals den Wunsch nach einem gemeinsamen Treffen, um sich über ihre Familiengeschichten auszutauschen und gemeinsam nach innovativen Möglichkeiten zu suchen, die Geschichte des Ortes an folgende Generationen zu vermitteln. So entstand die „Gruppe der Zweiten Generation“, und inzwischen treffen sich bereits Angehörige der dritten und vierten Generation zu den jährlichen Seminaren in der Gedenkstätte.

Neben vielen anderen Aktivitäten entwickeln die aus vielen Ländern Europas kommenden Gruppenmitglieder seit 2001 Ideen für temporäre Gedenkaktionen, die verschiedene Aspekte der Geschichte des KZ Langenstein-Zwieberge beleuchten und die



Aktion 2003, vorgestellt von Angehörigen ehemaliger Häftlinge und Mitgliedern des Fördervereins

Vermittlung von historischen Fakten mit Gedenkprojekten verbinden, die im jeweils darauffolgenden Jahr zu den „Tagen der Begegnung“ gezeigt werden.

Die erste dieser Aktionen fand im Jahr 2002 statt. Für jedes der 1.935 namentlich bekannten Todesopfer des Lagers wurde ein Schild mit Namen und Lebensdaten entlang des Weges vom ehemaligen Lagergelände zum Stollen aufgestellt. Sowohl an der Herstellung als auch an der Aufstellung der Schilder beteiligten sich Jugendliche und Erwachsene aus der Region. Die Aktion war temporär, d.h. die Schilder stellten keine dauerhafte Erweiterung des Informationsangebotes der Gedenkstätte dar. Der symbolische Effekt dieser Aktion stieß bei Teilnehmern und Gästen der „Tage der Begegnung“ auf große Resonanz und brachte der Gruppe die Erkenntnis, dass es ihr gelungen war, Jugendliche zu eigenen Gedenkakzenten zu motivieren.

Die zweite Aktion im Jahre 2003 symbolisierte auf dem ehemaligen Appellplatz die Nationalitätenvielfalt und maximale Belegungsstärke des Lagers, die am 18. Februar 1945 mit 5.163 Menschen aus 23 Ländern erreicht war. Dementsprechend wurden 5.163 Bänder in Anlehnung an den Titel eines Gedichtes von Primo Levi mit dem Satz „Dies ist ein Mensch“ beschrieben, und zwar in den 33 Sprachen, die seinerzeit im Lager gesprochenen wurden. Vertreter verschiedener Generationen aus ganz Sachsen-



Gespräche der Aktionsteilnehmer mit dem französischen Überlebenden Georges Petit (Bildmitte)

Anhalt schrieben den Satz auf Stoffbänder, befestigten diese an Holzstäben und stellten die Stäbe auf dem ehemaligen Appellplatz auf. Die visuelle Wirkung von mehreren Tausend Stäben war überwältigend. Darüber hinaus machte die Zusammenarbeit der zahlreichen Akteure in dieser Aktion einen großen Eindruck.

In den Jahren zwischen 2004 und 2009 wurden im Rahmen weiterer Aktionen u. a. Schals mit dem Stollenlogo des Fördervereins angefertigt, um für eine Öffnung eines Teilbereiches der Anlage zu sensibilisieren. Auf dem Beginn der Todesmarschrouten veranschaulichten 2.500 Schilder Namen und Lebensdaten der während des Marsches getöteten Häftlinge, und mit Opfernamen beschriftete Steine markierten die Massengräber des Lagers, um die Umgestaltung des Mahnmals zu beschleunigen. Zwei Aktionen verwiesen auch auf den Restaurierungsbedarf der baulichen Sachzeugen auf dem ehemaligen Lagergelände.

Einige dieser Gedenkaktionen, deren Idee und Art der Gestaltung von der „Gruppe der Zweiten Generation“ erarbeitet wurden, sollten den an der Umsetzung beteiligten Jugendlichen ermöglichen, ihren eigenen Zugang zur Auseinandersetzung mit der Geschichte des KZ zu finden. Die Aktionen zu den Themenfeldern „Öffnung eines Stollenabschnitts“, „Umgestaltung der Mahmalanlage“ oder der Hinweis auf den



Schüler und Schülerinnen bei der Klanginstallation 2012

Restaurierungsbedarf der Sachzeugen waren hingegen als Handlungsaufforderung für die Entscheidungsträger gedacht.

Inzwischen wird die „Gruppe der Zweiten Generation“ direkt in die Arbeit der Gedenkstätte einbezogen. Außer im Förderverein sind ihre Vertreter präsent im Beirat der Stiftung Gedenkstätten Sachsen-Anhalt für die Gedenk- und Erinnerungsarbeit für die Zeit der NS-Diktatur sowie in der Arbeitsgruppe „Umgestaltung des Außengeländes“ bzw. werden als Referenten zu Veranstaltungen, wie z. B. der Landeszentrale für politische Bildung zum Thema „Neue Wege der Erinnerungsarbeit“, eingeladen. Diese Entwicklung hatte Auswirkungen auf die Konzeption der jährlichen Aktionen, deren pädagogische Aspekte nun wichtiger wurden als die Wirkung auf verantwortliche Politiker.

Aus diesem Grund gibt die Themenwahl der „Gruppe der Zweiten Generation“ der Aktion seit 2010 zwar eine gewisse Struktur vor, bei der Umsetzung dagegen wird den Jugendlichen freie Hand gelassen, was deren Eigeninitiative fördert und Kreativität freisetzt. Diesem pädagogischen Ansatz liegt die Überlegung zugrunde, möglichst viele junge Menschen, beispielsweise auch mit Behinderung oder mit Migrationshintergrund, anzusprechen (Inklusion), den Jugendlichen mit der Aktionsidee zugleich Raum für eigene Gestaltung zu geben (Partizipation) und ihnen bewusst zu machen, dass



Die Aktion 2014 zum Thema „Bewegung im Lager“

sie an einer internationalen Aktion teilnehmen, durch die sie etwas bewirken können (Empowerment).

Neu an diesen Aktionen ist außerdem, dass sich schulformübergreifende feste Gruppen von Jugendlichen zusammenfinden und ein halbes Jahr gemeinsam unter Anleitung von Pädagoginnen und Gedenkstättenmitarbeiterinnen an der Umsetzung der Aktionsidee arbeiten. Eine direkte Kommunikation zwischen diesen jungen Leuten, Mitgliedern der „Gruppe der Zweiten Generation“ und auch Überlebenden erfolgt dann am Aktionstag selbst.

Die erste Aktion dieser Art fand zu den „Tagen der Begegnung“ 2010 statt. Überlebende, deren Angehörige und alle Gäste vollzogen symbolisch den Marsch der Häftlinge vom Bahnhof Langenstein bis zum ehemaligen Lagergelände. An verschiedenen Stationen lasen Schüler Texte von Zeitzeugen. Schilder mit diesen Texten hatten die Jugendlichen bereits im Vorfeld an den entsprechenden Stationen in Langenstein aufgestellt. Außerdem verteilten sie als Symbol des Gedenkens stilisierte Vergissmeinnicht-Blüten an die Langensteiner Bürger mit der Bitte, diese in ihren Fenstern zu zeigen. Seither ist die Vergissmeinnicht-Blüte das Logo der „Gruppe der Zweiten Generation“.

Die Gedenkaktion 2011 setzte dieses Format fort. Eine schulform- und klassenübergreifende Schülergruppe hatte zum Thema „Befreiung“ poetische Texte des französischen Überlebenden Roger Leroyer in ein „Bild“ aus Klängen und Geräuschen um-

gesetzt, das einerseits bestimmte Textsequenzen aufnahm, andererseits aber auch die Gefühle und Stimmungen der Jugendlichen beim Lesen der Texte ausdrückte.

Die Gedenkaktion 2012 thematisierte unter dem Titel „Brot, Baracke, Mensch“ den allgegenwärtigen Hunger und das Zusammengepfertchsein der Häftlinge in den Unterkünften. Die jungen Leute formulierten zu dieser Problematik Fragen, die sie aus heutiger Sicht den Häftlingen gestellt hätten, und fanden in Zeitzeugenberichten Antworten darauf. Zu jeder Frage und Antwort gestalteten die Projektteilnehmer später eine farbliche Darstellung auf einem Puzzleteil und gaben auf diese Weise ihren Empfindungen eine bildhafte Form. Während der Gedenkaktion wurden die Puzzleteile als „Bruchstücke des Erinnerns“ zu einem Gesamtbild zusammengesetzt.

Die Gedenkaktion 2013 befasste sich mit „Krankheiten und Arbeitsunfällen im Lager“. Jugendliche lasen aus Zeitzeugenberichten über im Stollen verschüttete und erschlagene Häftlinge, Amputationen ohne Betäubung, Hungerödeme, Ruhr und Silikose und stellten diese Textauszüge in Bezug zu Szenen eines Films, den amerikanische Soldaten nach der Befreiung in Zwieberge aufgenommen hatten. Auf diese Weise entstand eine Annäherung an die grauensvollen Zustände im Lager, die auf dem heutigen Gelände kaum noch nachzuempfinden sind.

Als Thema der Gedenkaktion 2014 schlug die „Gruppe der Zweiten Generation“ dann „Wege und Bewegung im Lager“ vor. Wieder waren es Texte von Überlebenden, die junge Leute zur Gestaltung einer Aktion, in diesem Falle in Form einer szenischen Darstellung, anregten. Dazu stellten sie auf dem ehemaligen Appellplatz des Lagers Schilder auf, die in verschiedenen Sprachen die Orte benannten, zwischen denen sich die Häftlinge täglich bewegen mussten, wie z. B. „Baracken“, „Appellplatz“, „Lagerküche“ oder „Latrinen“. Am Aktionstag rollten die Projektteilnehmer zwischen diesen Schildern ein weißes Band aus, so dass nach und nach ein Geflecht von Bändern entstand, das die Wege und die Verbindung der Häftlinge untereinander symbolisierte. Auf den Bändern waren in mehreren Sprachen die Gedanken und Gefühle der Jugendlichen zu lesen, die sie während der Beschäftigung mit der Thematik bewegten.

Für die Gedenkaktion 2015 schlug die „Gruppe der Zweiten Generation“ vor, das Thema „Bewegung“ wieder aufzunehmen und konkret auf die Evakuierung des Lagers, also auf den sogenannten Todesmarsch zu beziehen. Einige Vertreter der Gruppe wollen dazu auch in ihren Heimatländern mit Jugendlichen eine Darstellungsform erarbeiten, so dass diese Aktion erstmals auch unter Beteiligung von ausländischen Jugendlichen gestaltet wird.

Anmerkungen

- 1 Der Artikel entstand auf der Grundlage des Beitrages „Ideen für temporäre Aktionen und ihre Umsetzung“ des Holländers Freek van den Brink, veröffentlicht in: „Gelebte Versöhnung“ – die Nachkommen ehemaliger Häftlinge und ihr Beitrag zur Erinnerungsarbeit, Halberstadt 2012. Diese Broschüre ist über die Gedenkstätte für die Opfer des KZ Langenstein-Zwieberge zu beziehen.

Besondere Förderung von Gedenkstättenfahrten für Schulklassen – eine Erfolgsbilanz

Kai Langer | Maik Reichel

Anlässlich der „Tage der Begegnung“ 2014 in der Gedenkstätte für die Opfer des KZ-Langenstein-Zwieberge unterzeichneten wir im Namen der von uns geleiteten Institutionen – der Landeszentrale für politische Bildung sowie der Stiftung Gedenkstätten Sachsen-Anhalt – eine Kooperationsvereinbarung mit dem Ziel, Schülerinnen und Schülern kostenlose Fahrten in die Gedenkstätten des Landes zu ermöglichen.

Zwar sind die Besuche der in Trägerschaft der Stiftung befindlichen Gedenkstätten sowie die Nutzung der gedenkstättenpädagogischen Angebote ohnehin kostenfrei (was keinesfalls mehr selbstverständlich ist); die Fahrten zu den teilweise dezentral gelegenen Einrichtungen sind es aber nicht. Gerade wenn es gilt, längere Wegstrecken zurückzulegen, kann die Höhe der anfallenden Fahrtkosten von einem Gedenkstättenbesuch abhalten. So erreichte den Direktor der Gedenkstättenstiftung im Februar 2014 der Brief einer engagierten Lehrerin aus Tangerhütte. Darin machte sie darauf aufmerksam, dass viele Jugendliche, insbesondere aus sozial benachteiligten Elternhäusern, häufig nicht das notwendige Geld dafür aufbringen könnten. Mit ihrem Schreiben reagierte die Kollegin auf einen Pressebeitrag, der den *vermeintlich* geringen Anteil Jugendlicher unter den Gedenkstättenbesucherinnen und -besuchern in Sachsen-Anhalt thematisierte.¹

Gerade aufgrund der Vielzahl historischer Jubiläen und Gedenkanlässe im vergangenen Jahr stimmten uns die Ausführungen der Lehrerin nachdenklich: vor 100 Jahren begann der Erste Weltkrieg, vor 75 Jahren der Zweite Weltkrieg und sowohl die Friedliche Revolution in der DDR als auch der Mauerfall jährten sich zum 25. Mal. Schließlich erschien uns das „Gedenkjahr der Superlative“ geradezu wie eine Einladung – auch an Jugendliche, sich mit der deutschen Vergangenheit auseinanderzusetzen. Wo wäre dies besser möglich als an authentischen Orten?

Auf Anregung von Kultusminister Stephan Dorgerloh, der auch den Vorsitz im Stiftungsrat der Gedenkstättenstiftung innehat, kamen wir überein, interessierten Schulklassen erweiterte Möglichkeiten für Gedenkstättenbesuche anzubieten. Aus diesem Grunde kam es zu der besagten Kooperation. Darin verpflichtete sich die Landeszentrale, die



Erinnern

Besondere Förderung von Gedenkstättenfahrten

Die Bundesregierung fördert ab dem 20. April 2014 bis Juli 2015 die Besondere Förderung von Gedenkstättenfahrten für die Schüler politischer Gesamtschulen in besonderer Weise zur beruflichen Ausorientierung mit der eigenen Geschichte bei. An historischen Gedenkstätten ermöglicht, zeigen sie die Schüler das Nationalsozialismus und den Menschenrechtsverletzungen der SED Diktatur.

Aus Anlass des aktuellen Gedenkjahres haben die Stiftung Gedenkstätten und der Landesrat in Sachsen-Anhalt eine Vereinbarung über die Besondere Förderung von Gedenkstättenfahrten abgeschlossen. Die mehr über den Lauf im Jahr 2014 auf dem Weg der Befreiungssystemen für Gedenkstättenfahrten von Schulklassen gibt hier oder hier in 2015 (Phasen). Die Besondere Förderung ist auch in der jeweiligen Gedenkstätte der Gedenkstätten. Die Besondere Förderung von Schulen von dem Gedenkstättenrat zu erfragen. Nähere Einzelheiten können direkt bei der Lauf oder der Stiftung erfragt werden.

Stiftung Gedenkstätten Sachsen-Anhalt

Unternehmensstraße 91 | 39124 Magdeburg
 phone: +49 391 - 24 450 930
 fax: +49 391 - 24 450 936
 mail: info.stiftung@stiftung-gedenkstaetten-sachsen-anhalt.de
 web: www.stiftung-gedenkstaetten-sachsen-anhalt.de

Landeszentrale für politische Bildung Sachsen-Anhalt

Schopenhauer 21 | 39104 Magdeburg
 phone: +49 391 - 6 678 455
 fax: +49 391 - 6 678 464
 mail: polibildung@lzb.sachsen-anhalt.de
 web: www.lzb.sachsen-anhalt.de

<p>Gedenkstätte KZ Litzkau, Prora</p>	<p>Gedenkstätte für Opfer des NS-Zwangsarbeit</p>	<p>Gedenkstätte für die Opfer des KZ Langemann, Zeitzburg</p>	<p>Gedenkstätte KZ KLH, KZ KLH, KZ KLH (Bauhof)</p>	<p>Gedenkstätte Mauthausen, Mauthausen</p>	<p>Gedenkstätte Deutsche Volksgenossen, Mauthausen</p>
<p>Der historische Ort</p> <p>Die Gedenkstätte KZ Litzkau, Prora ist ein Ort der Erinnerung an die Opfer des Nationalsozialismus. Sie befindet sich auf der Halbinsel Prora an der Ostsee. Die Gedenkstätte ist ein Ort der Erinnerung an die Opfer des Nationalsozialismus. Sie befindet sich auf der Halbinsel Prora an der Ostsee.</p> <p>Die Gedenkstätte</p> <p>Die Gedenkstätte KZ Litzkau, Prora ist ein Ort der Erinnerung an die Opfer des Nationalsozialismus. Sie befindet sich auf der Halbinsel Prora an der Ostsee. Die Gedenkstätte ist ein Ort der Erinnerung an die Opfer des Nationalsozialismus. Sie befindet sich auf der Halbinsel Prora an der Ostsee.</p> <p>Kontakt</p> <p>Stiftung Gedenkstätten Sachsen-Anhalt Unternehmensstraße 91 39124 Magdeburg phone: +49 391 - 24 450 930 fax: +49 391 - 24 450 936 mail: info.stiftung@stiftung-gedenkstaetten-sachsen-anhalt.de web: www.stiftung-gedenkstaetten-sachsen-anhalt.de</p>	<p>Der historische Ort</p> <p>Die Gedenkstätte für Opfer des NS-Zwangsarbeit ist ein Ort der Erinnerung an die Opfer des Nationalsozialismus. Sie befindet sich in Zeitzburg. Die Gedenkstätte ist ein Ort der Erinnerung an die Opfer des Nationalsozialismus. Sie befindet sich in Zeitzburg.</p> <p>Die Gedenkstätte</p> <p>Die Gedenkstätte für Opfer des NS-Zwangsarbeit ist ein Ort der Erinnerung an die Opfer des Nationalsozialismus. Sie befindet sich in Zeitzburg. Die Gedenkstätte ist ein Ort der Erinnerung an die Opfer des Nationalsozialismus. Sie befindet sich in Zeitzburg.</p> <p>Kontakt</p> <p>Stiftung Gedenkstätten Sachsen-Anhalt Unternehmensstraße 91 39124 Magdeburg phone: +49 391 - 24 450 930 fax: +49 391 - 24 450 936 mail: info.stiftung@stiftung-gedenkstaetten-sachsen-anhalt.de web: www.stiftung-gedenkstaetten-sachsen-anhalt.de</p>	<p>Der historische Ort</p> <p>Die Gedenkstätte für die Opfer des KZ Langemann, Zeitzburg ist ein Ort der Erinnerung an die Opfer des Nationalsozialismus. Sie befindet sich in Zeitzburg. Die Gedenkstätte ist ein Ort der Erinnerung an die Opfer des Nationalsozialismus. Sie befindet sich in Zeitzburg.</p> <p>Die Gedenkstätte</p> <p>Die Gedenkstätte für die Opfer des KZ Langemann, Zeitzburg ist ein Ort der Erinnerung an die Opfer des Nationalsozialismus. Sie befindet sich in Zeitzburg. Die Gedenkstätte ist ein Ort der Erinnerung an die Opfer des Nationalsozialismus. Sie befindet sich in Zeitzburg.</p> <p>Kontakt</p> <p>Stiftung Gedenkstätten Sachsen-Anhalt Unternehmensstraße 91 39124 Magdeburg phone: +49 391 - 24 450 930 fax: +49 391 - 24 450 936 mail: info.stiftung@stiftung-gedenkstaetten-sachsen-anhalt.de web: www.stiftung-gedenkstaetten-sachsen-anhalt.de</p>	<p>Der historische Ort</p> <p>Die Gedenkstätte KZ KLH, KZ KLH, KZ KLH (Bauhof) ist ein Ort der Erinnerung an die Opfer des Nationalsozialismus. Sie befindet sich in Kitzbühel. Die Gedenkstätte ist ein Ort der Erinnerung an die Opfer des Nationalsozialismus. Sie befindet sich in Kitzbühel.</p> <p>Die Gedenkstätte</p> <p>Die Gedenkstätte KZ KLH, KZ KLH, KZ KLH (Bauhof) ist ein Ort der Erinnerung an die Opfer des Nationalsozialismus. Sie befindet sich in Kitzbühel. Die Gedenkstätte ist ein Ort der Erinnerung an die Opfer des Nationalsozialismus. Sie befindet sich in Kitzbühel.</p> <p>Kontakt</p> <p>Stiftung Gedenkstätten Sachsen-Anhalt Unternehmensstraße 91 39124 Magdeburg phone: +49 391 - 24 450 930 fax: +49 391 - 24 450 936 mail: info.stiftung@stiftung-gedenkstaetten-sachsen-anhalt.de web: www.stiftung-gedenkstaetten-sachsen-anhalt.de</p>	<p>Der historische Ort</p> <p>Die Gedenkstätte Mauthausen ist ein Ort der Erinnerung an die Opfer des Nationalsozialismus. Sie befindet sich in Mauthausen. Die Gedenkstätte ist ein Ort der Erinnerung an die Opfer des Nationalsozialismus. Sie befindet sich in Mauthausen.</p> <p>Die Gedenkstätte</p> <p>Die Gedenkstätte Mauthausen ist ein Ort der Erinnerung an die Opfer des Nationalsozialismus. Sie befindet sich in Mauthausen. Die Gedenkstätte ist ein Ort der Erinnerung an die Opfer des Nationalsozialismus. Sie befindet sich in Mauthausen.</p> <p>Kontakt</p> <p>Stiftung Gedenkstätten Sachsen-Anhalt Unternehmensstraße 91 39124 Magdeburg phone: +49 391 - 24 450 930 fax: +49 391 - 24 450 936 mail: info.stiftung@stiftung-gedenkstaetten-sachsen-anhalt.de web: www.stiftung-gedenkstaetten-sachsen-anhalt.de</p>	<p>Der historische Ort</p> <p>Die Gedenkstätte Deutsche Volksgenossen, Mauthausen ist ein Ort der Erinnerung an die Opfer des Nationalsozialismus. Sie befindet sich in Mauthausen. Die Gedenkstätte ist ein Ort der Erinnerung an die Opfer des Nationalsozialismus. Sie befindet sich in Mauthausen.</p> <p>Die Gedenkstätte</p> <p>Die Gedenkstätte Deutsche Volksgenossen, Mauthausen ist ein Ort der Erinnerung an die Opfer des Nationalsozialismus. Sie befindet sich in Mauthausen. Die Gedenkstätte ist ein Ort der Erinnerung an die Opfer des Nationalsozialismus. Sie befindet sich in Mauthausen.</p> <p>Kontakt</p> <p>Stiftung Gedenkstätten Sachsen-Anhalt Unternehmensstraße 91 39124 Magdeburg phone: +49 391 - 24 450 930 fax: +49 391 - 24 450 936 mail: info.stiftung@stiftung-gedenkstaetten-sachsen-anhalt.de web: www.stiftung-gedenkstaetten-sachsen-anhalt.de</p>

Plakat zur Bekanntmachung der Kooperationsvereinbarung in den Schulen des Landes



Kosten für die Beförderung von Schulklassen per Bus oder Bahn zu den Einrichtungen der Stiftung Gedenkstätten Sachsen-Anhalt vollständig zu übernehmen. Die Stiftung verpflichtete sich ihrerseits, in Absprache mit den Antragstellern die von ihnen gewünschten pädagogischen Leistungen zu erbringen.

Mit Blick auf dieses Vorhaben erklärte der Minister, *„dass es mit dieser Kooperationsvereinbarung gelingt, die Schwellen für einen Gedenkstättenbesuch ganz niedrig zu halten. Am Geld sollte es in diesem Jahr der Erinnerung jedenfalls nicht scheitern. [...] Die Schulen haben die Chance, ihren Schülerinnen und Schülern eine ganz wichtige Erfahrung zu ermöglichen.“*²

Um die Wünsche der Antragsteller möglichst umfassend zu erfüllen, wurden diese gebeten, die Kostenübernahme durch die Landeszentrale spätestens vier Wochen vor Fahrtantritt und nach terminlicher Absprache mit der jeweiligen Gedenkstätte zu beantragen.

Um die Aktion möglichst überall bekannt zu machen, warben sowohl das Kultusministerium als auch Landeszentrale und Stiftung für die verstärkte Einbeziehung außerschulischer Orte in den Geschichtsunterricht. Geschichte – so die beteiligten Einrichtungen – wird für Jugendliche besonders dann greifbar, wenn sie geschichtsträchtige Orte „vor der eigenen Haustür“ aufsuchen und sich mit konkreten Lebensschicksalen befassen. So wurde an alle Bildungseinrichtungen ein eigens für diesen Anlass gefertigtes Plakat versandt, auf denen sich die einzelnen Gedenkstätten vorstellten und offensiv für ihre Angebote warben.

Obwohl bereits kurze Zeit nach der Pressemitteilung über die Aktion im April des Jahres der erste Antrag einer Ganztagschule aus dem Kreis Wittenberg einging, setzte erst ab Juni eine Welle von Anfragen und Antragstellungen ein. Bis Jahresende nahmen insgesamt 111 Schülergruppen das Angebot in Anspruch, so dass das eigens dafür bereit gestellte Budget in vollem Umfang ausgeschöpft wurde.

Wie die Auswertung der Antragstellungen aus dem Vorjahr zeigt, nutzten diese Möglichkeit vor allem Schulklassen aus den Landkreisen Harz, Anhalt-Bitterfeld, Börde und Wittenberg sowie aus dem Saalekreis (siehe Tabelle 1).

Tabelle 1: Anzahl der Antragsteller nach Herkunftskreis bzw. -ort

1.	Landkreis Harz	13
2.	Landkreis Anhalt-Bitterfeld	12
3.	Saalekreis	11
4.	Landkreis Börde	10
4.	Landkreis Wittenberg	10
5.	Landkreis Stendal	9
6.	Salzlandkreis	8
7.	Halle (Saale)	7
7.	Landkreis Jerichower Land	7
8.	Burgenlandkreis	6
8.	Magdeburg	6
9.	Altmarkkreis Salzwedel	5
10.	Landkreis Mansfeld-Südharz	4
11.	Dessau-Roßlau	3

Betrachtet man die zahlenmäßige Verteilung der Antragstellungen auf die einzelnen Gedenkstätten, ergibt sich folgendes Bild (siehe Tabelle 2):

Tabelle 2: Anzahl der Antragstellungen für die jeweiligen Gedenkstätten³

1.	Gedenkstätte für Opfer der NS-„Euthanasie“ Bernburg	43
2.	Gedenkstätte Deutsche Teilung Marienborn/Grenzdenkmal Hötensleben	30
3.	Gedenkstätte Moritzplatz Magdeburg	22
4.	Gedenkstätte ROTER OCHSE Halle (Saale)	12
5.	Gedenkstätte KZ Lichtenburg Prettin	4
6.	Gedenkstätte für die Opfer des KZ Langenstein-Zwieberge	3

Insgesamt 43 Schulklassen – mit Abstand die meisten – beantragten die Erstattung ihrer Kosten für Fahrten zur Gedenkstätte für Opfer der NS-„Euthanasie“. Die Antragsteller mit dem Ziel „Bernburg“ stammen aus allen Regionen Sachsen-Anhalts, mit Ausnahme des Altmarkkreises Salzwedel und des Landkreises Mansfeld-Südharz.

Mit 30 bewilligten Förderanträgen konnten die Gedenkstätte Deutsche Teilung Marienborn bzw. das Grenzdenkmal Hötensleben von der neuen Reiseregulation profitieren. Auch hier stammten die beantragenden Bildungseinrichtungen aus nahezu allen Landesteilen. „Weiße Flecken“ sind hier ebenfalls der Altmarkkreis sowie die Städte Halle und Dessau-Roßlau.

Starke Anziehungskraft über die Landeshauptstadt hinaus entwickelte auch die Gedenkstätte Moritzplatz Magdeburg. Die an einem Besuch interessierten Klassen reisten nicht nur aus dem angrenzenden Salzlandkreis sowie den Landkreisen Börde und Jerichower Land an, sondern aus dem gesamten Norden Sachsen-Anhalts, den Landkreisen Harz und Anhalt-Bitterfeld und vereinzelt sogar aus dem südlich gelegenen Burgenlandkreis.

Die zwölf Anmelder von Fahrten zur Gedenkstätte ROTER OCHSE nach Halle stammen aus acht Landkreisen aus dem Süden bzw. Südosten Sachsen-Anhalts an.

In deutlich geringerem Umfang vermochten die beiden KZ-Gedenkstätten von der neuen Reiseregulation zu profitieren. Bei den Antragstellern für Fahrten nach Prettin und Langenstein handelt es sich um Schulklassen aus dem näheren Umfeld.

Ungeachtet der festgestellten Ungleichgewichte bei den Antragstellungen verzeichneten mehr oder weniger alle Gedenkstätten einen realen Zuwachs an jungen Besuchern. Bezogen auf die Zusammensetzung der Gesamtbesucherzahl gibt es gegenüber dem Vorjahr keine nennenswerten Veränderungen: 76 Prozent entfallen auf die Kategorie „Einzelbesucher“, 14 Prozent auf „Gruppenbesucher/Erwachsene“ sowie zehn Prozent auf „Gruppenbesucher/Schüler“. Die Zahlen korrespondieren mit den stabilen Werten der Gedenkstätte Deutsche Teilung Marienborn. Diese zieht aufgrund ihrer exponierten Lage an der A2 überwiegend PKW-Reisende, also „Einzelbesucher“ an. Sie stellen 82 Prozent der Gesamtbesucher. Dementsprechend niedrig nehmen sich die Anteile der beiden Kategorien von „Gruppenbesuchern“ aus. Das Ergebnis bei den jugendlichen Gruppenbesuchern entsprach bei ansteigendem Besucherverkehr exakt dem Vorjahreswert von fünf Prozent.

Im Hinblick auf die kleineren Gedenkstätten ergibt sich jedoch ein differenzierteres Bild. Hier stellen die „Gruppenbesucher“ – jugendlich oder auch schon älter – zwischen 20 (Halle) und 12 Prozent (Prettin). Eine Sonderstellung hinsichtlich der Zusammensetzung ihrer Besucherschaft nimmt die Gedenkstätte Bernburg ein. Hier stellen die anreisenden Schülerinnen und Schüler mit 47 Prozent die Mehrheit.

Eine größere Verschiebung innerhalb der Zusammensetzung der Besucherschaft verzeichnete 2014 nur der ROTE OCHSE (Halle). Hier stieg der Anteil der Schülerinnen und Schüler um 15 Prozent. In den anderen Einrichtungen lagen die Steigerungsraten zwischen zwei (Bernburg) und sieben Prozent (Magdeburg).

Zur Jahresbilanz der Stiftung Gedenkstätten Sachsen-Anhalt: 2014 haben fast 23.000 Schülerinnen und Schüler die sechs Gedenkstätten besucht. Das sind ca. 5.500 und damit fast ein Drittel mehr als im Jahr zuvor (siehe Tabelle 3). Dabei konnten die Gedenkstätten in Halle und Marienborn die höchsten Zuwächse vermelden. Beide zogen deutlich über 1.000 Jugendliche mehr als im Vergleichszeitraum an. Die Gedenkstätten in Magdeburg und Bernburg folgen mit knapp unter 1.000 Jugendlichen mehr. Vergleichsweise niedrig nahm sich der in Langenstein ermittelte Wert von 369 Schülerinnen und Schülern aus.

Tabelle 3: Übersicht über die zahlenmäßige Entwicklung der in der Kategorie „Gruppenbesucher/Schüler“ erfassten Besucher/innen 2013/2014

Gedenkstätte	Anzahl		Zunahme	
	2013	2014	abs.	in %
Gedenkstätte ROTER OCHSE Halle (Saale)	1.676	3.161	1.485	88,6
Gedenkstätte Deutsche Teilung Marienborn	7.555	8.688	1.133	15,0
Gedenkstätte Moritzplatz Magdeburg	2.338	3.274	936	40,0
Gedenkstätte für Opfer der NS-„Euthanasie“ Bernburg	4.436	5.264	828	18,7
Gedenkstätte KZ Lichtenburg Prettin	306	1.087	781	257,2
Gedenkstätte für die Opfer des KZ Langenstein-Zwieberge	1.026	1.395	369	36,0
gesamt	17.337	22.869	5.532	32,0

Prozentual gesehen vermochten alle Gedenkstätten zweistellige Zuwachsraten im Hinblick auf die Erreichbarkeit ihrer jüngsten Zielgruppe zu erbringen. Die Gedenkstätte KZ Lichtenburg Prettin verbuchte – von einem niedrigen Niveau kommend – sogar ein dreistelliges Ergebnis.

Vor diesem Hintergrund kann von einem Erfolg der gemeinsamen Aktion von Landeszentrale und Gedenkstättenstiftung gesprochen werden. Gleichwohl werfen einzelne Befunde die Frage auf, warum die ermittelten Zuwächse nicht immer in Relation zur Zahl der Antragstellungen auf Kostenübernahme stehen.

Dazu folgende Überlegungen:

Eine mögliche Ursache der festgestellten Abweichungen könnte darin bestehen, dass etliche Reisegruppen eine Fahrtkostenübernahme nicht in Anspruch genommen haben, weil ihnen die im April 2014 geschlossene Kooperationsvereinbarung nicht bekannt gewesen ist. Entsprechende Nachfragen von Gedenkstättenmitarbeitern und -mitarbeiterinnen legen eine solche Schlussfolgerung jedenfalls nahe.

1. Die erfreulich hohe Zahl der Antragstellungen für Gedenkstättenfahrten nach Bernburg sorgte hier für einen wahren Ansturm von Interessenten. Prozentual bewegte sich der real gemessene Zuwachs jedoch im mittleren Bereich (ca. 19 Prozent). Hier gilt es jedoch zu beachten, dass die Gedenkstätte für Opfer der NS-Euthanasie seit längerer Zeit über das jüngste Publikum verfügt.
2. Der überdurchschnittliche Zuwachs junger Besucherinnen und Besucher in der Gedenkstätte ROTER OCHSE Halle (Saale) spiegelt zweifellos die Wirksamkeit der Kooperationsvereinbarung zwischen Landeszentrale und Stiftung wider, wie sich schon anhand der gestiegenen Nachfrage nach Projekttagen ablesen lässt. Da von den erweiterten Fördermöglichkeiten für Gedenkstättenfahrten vergleichsweise wenig Gebrauch gemacht wurde, steht jedoch entweder zu vermuten, dass sich die erweiterten Fördermöglichkeiten nicht herumgesprochen haben oder vermehrt Schulklassen aus Halle und der näheren Umgebung kommen, die keine Erstattung der Kosten brauchen.
3. Von den positiven Effekten der Kooperationsvereinbarung profitierten auch die Gedenkstätten in Magdeburg und Marienborn. Während der prozentuale Anstieg jugendlicher Besucherinnen und Besucher in Marienborn aufgrund des ungleich höheren Besucheraufkommens statistisch gesehen geringer ausfällt, verzeichnete

die Gedenkstätte Moritzplatz Magdeburg einen kräftigen Zuwachs, der sich mit konkreten Zahlen belegen lässt. Hier ist der Zusammenhang zwischen der Inanspruchnahme der 100%igen Fahrkostenübernahme und der erhöhten Nachfrage nach gedenkstättenpädagogischen Angeboten besonders evident.

4. Die nahezu Verdreifachung der Anzahl jugendlicher Besucherinnen und -besucher der Gedenkstätte KZ Lichtenburg Prettin, die mit einer faktischen Verdoppelung der Gesamtbesucherzahl einhergeht, ist wohl vor allem auf eine Mobilisierung der Schulen in der näheren Umgebung zurückzuführen. So gibt es Kooperationsvereinbarungen und gemeinsame Projekte mit einzelnen Schulen, ohne dass dafür Fördermittel benötigt wurden. Letzteres gilt auch für die Gedenkstätte für die Opfer des KZ Langenstein-Zwieberge, deren jugendlicher Besucheranteil um mehr als ein Drittel anwuchs. Hier könnte die Überarbeitung der pädagogischen Angebote für noch stärkere Attraktivität innerhalb der Harzregion sorgen.
5. Dass zwei dezentral liegende KZ-Gedenkstätten auf die geringste Nachfrage bei den Antragstellungen auf Reisekostenübernahme stießen, ist vermutlich eine Folge des Umstandes, dass viele Pädagoginnen und Pädagogen mit ihren Schulklassen eher die Standorte der großen Konzentrationslager (Buchenwald, Sachsenhausen) ansteuern, die sie häufig selbst im schulpflichtigen Alter kennen gelernt haben. Im Falle der Lichtenburg mag noch die relativ schwierige Erreichbarkeit hinzukommen.

Angesichts der durchgängig positiven Erfahrungen mit der Förderung der Gedenkstättenfahrten im vergangenen Jahr sind die Kooperationspartner Landeszentrale und Gedenkstättenstiftung übereingekommen, die bestehende Zusammenarbeit in Sachen Gedenkstättenfahrten bis Ende 2015 fortzusetzen. Auch in diesem Jahr gibt es reichlich Anlässe, um historische Orte aufzusuchen, so etwa das Ende des Zweiten Weltkrieges und die Befreiung Deutschlands vom Nationalsozialismus vor 70 Jahren oder die Wiedervereinigung vor 25 Jahren. Die von der Landeszentrale zu diesem Zweck bereit gestellten Zuschüsse werden dafür auf 100.000 € verdoppelt.⁴ Alle Geschichtslehrerinnen und Geschichtslehrer des Landes sind aufgefordert, gemeinsam mit ihren Klassen von dieser Möglichkeit Gebrauch zu machen. Daher: Bis bald in unseren Gedenkstätten!

Anmerkungen

- 1 Schüler machen einen Bogen um Gedenkstätten, in: Mitteldeutsche Zeitung vom 27.01.2014. Auf eine Wertung dieser pauschalisierenden Einschätzung wird an dieser Stelle verzichtet.
- 2 Gemeinsame Pressemitteilung der Landeszentrale für politische Bildung Sachsen-Anhalt und der Stiftung Gedenkstätten Sachsen-Anhalt vom 14.04.2014, siehe http://www.stgs.sachsen-anhalt.de/fileadmin/Bibliothek/STGS/Moritzplatz_Magdeburg/PM_Koopv_Gedenkstaetten_14_4-MK.pdf [Stand vom 20.03.2015]
- 3 In einigen wenigen Fällen wurden Fahrten in zwei bis drei verschiedene Gedenkstätten beantragt.
- 4 Siehe Schmied, Sandy: Mehr Schüler an Orten der Erinnerung. Landeszentrale zahlt seit April die Anreise, in: Mitteldeutsche Zeitung vom 16. 12. 2014.

Aus der Arbeit der Stiftung





Überreichung des Preises durch Udo Dahlmann vom Beirat der Menschen mit Behinderungen im BeB; ganz links im Bild die Teamerin Anne Rothärmel, in der Mitte Christine Bischatka von ASF, Ute Hoffmann von der Gedenkstätte Bernburg und die Moderatorin Kerstin Palzer (von links nach rechts)

Aktion Sühnezeichen Friedensdienste e. V. und Gedenkstätte Bernburg beim „mitMensch-Preis“ 2014

Ute Hoffmann

Als die Aktion Sühnezeichen Friedensdienste e. V. (ASF) im Jahr 2009 an die Gedenkstätte für Opfer der NS-„Euthanasie“ Bernburg mit dem Wunsch nach einem Sommerlager heran trat, stellte sich zwangsläufig die Frage: was kann ein solches Sommerlager in Bernburg überhaupt interessant machen? Den Überlegungen entsprang die Idee, vor dem historischen Hintergrund der Gedenkstätte das Sommerlager für Menschen mit und ohne Lernschwierigkeiten zu öffnen.

Der erste Versuch im Jahr 2010 gelang noch nicht so ganz. Das lag einerseits an den damaligen Teamern der ASF, andererseits an der mangelnden Erfahrung von Seiten der Gedenkstätte. Beides ließ sich ändern, und mittlerweile ist für 2015 das sechste „offene“ Sommerlager im Angebot der ASF. Ob es tatsächlich stattfindet, wird sich -

Gedenkstätte für die Opfer der NS-„Euthanasie“ Bernburg

wie auch in den vergangenen Jahren – erweisen, wenn die Zahl der Interessenten und Interessentinnen feststeht.

Als 2014 zum dritten Mal vom Bundesverband evangelische Behindertenhilfe (BeB) der „mitMensch“-Preis ausgeschrieben wurde, bewarb sich auch die ASF mit dem Projekt des Sommerlagers für Menschen mit und ohne Lernschwierigkeiten. Insgesamt reichten 53 Organisationen, Initiativen und Träger ihre Projekte zur selbstbestimmten Teilhabe von Menschen mit hohem Unterstützungsbedarf (körperlich wie geistig) ein. Eine unabhängige Jury aus Vertretern der BeB (darunter der Beirat der Angehörigen und gesetzlichen Betreuer sowie der Beirat der Menschen mit Behinderung oder psychischer Erkrankung), von Universitäten, Medien und Wirtschaftsunternehmen entschied über die fünf Preisträger, die eine Einladung zur Verleihung am 8. Oktober 2014 in der Vertretung des Landes Baden-Württemberg beim Bund erhielten.

Vor rund 120 Gästen aus Sozialwirtschaft, Politik und Gesellschaft stellte Kerstin Palzer vom MDR anhand kurzer Videoclips die fünf Projekte vor. Aus deren Mitte hatte die Jury als Empfänger des Preisgeldes den Freundeskreis Mensch e. V. Gomadingen gewählt für die Initiative „MOVE – Mobilität verbindet“, das sowohl die Verantwortlichen für öffentliche Verkehrsmittel über die Bedürfnisse von Menschen mit hohem Unterstützungsbedarf informiert als auch umgekehrt mit diesen Menschen trainiert, öffentliche Verkehrsmittel möglichst selbständig zu nutzen.

Für die Gedenkstätte Bernburg war es eine große Auszeichnung, gemeinsam mit der ASF überhaupt unter den fünf ersten Projekten zu sein, und für einige der Menschen mit Lernschwierigkeiten, die schon mehrfach an einem Sommerlager in Bernburg teilgenommen hatten, ein großer Spaß, bei dieser Veranstaltung dabei zu sein. Und eines zeigen alle eingereichten Projekte, ob preiswürdig oder nicht: Inklusion wird nicht immer und überall uneingeschränkt möglich sein, aber das was möglich ist, lebt von den Menschen, die sich dafür engagieren.



Veranstaltungen der Gedenkstätten Deutsche Teilung Marienborn und Moritzplatz Magdeburg zum Jubiläum „25 Jahre Friedliche Revolution vom Herbst 1989 in der DDR“

Sascha Möbius | Daniel Bohse

Gedenkstätte Deutsche Teilung Marienborn

Zur Erinnerung an die Friedliche Revolution und den Fall des Grenzregimes vor 25 Jahren hatte die Gedenkstätte zwei Schwerpunkte gesetzt. Zum einen sollte an die Vorgeschichte des Jahres 1989 erinnert werden. Dazu wurde zum Beispiel ab Ende 2013 eine Reihe von Ausstellungen gezeigt, die die Entstehung des Stalinismus, den Kalten Krieg und das Ende der DDR thematisierten. Zum anderen lenkte die Gedenkstätte mit ihren Kooperationspartnern den Blick nach Osten und nach Westen, um insbesondere den Beitrag Ungarns zur Friedlichen Revolution und Wiedervereinigung zu würdigen und sich mit der Bundesrepublik in den späten 1980er Jahren auseinanderzusetzen.

Seit Ende 2013 zeigte die Einrichtung in Marienborn die Ausstellung der Gedenkstätte Moritzplatz Magdeburg [„*Gewalt und Terror in der Sowjetunion und den sowjetisch besetzten Gebieten 1917 – 1953*“]. Vom 10. Februar 2014 bis 28. April 2014 war die Ausstellung [„*Der Kalte Krieg – Kurze Geschichte einer geteilten Welt*“] des polnischen Instituts für Nationales Gedenken zu sehen. Sie wurde durch den Kultusminister des Landes Sachsen-Anhalt, Stephan Dorgerloh, Prof. Dr. Jerzy Eisler (Institut für Nationales Gedenken, Warschau), Dr. Sascha Möbius (Gedenkstätte Deutsche Teilung Marienborn), sowie Dr. Paweł Sasanka und Sławomir Stępień (Institut für Nationales Gedenken, Warschau) eröffnet.

Im Mai und im Juni 2014 wurde die Wanderausstellung der Gedenkstätte Marienborn [„*SED, wenn du nicht gehst, dann gehen wir!*“] im Rahmen einer Kooperation der Bundesstiftung zur Aufarbeitung der SED-Diktatur, der Landeszentrale für politische Bildung, der Landesbeauftragten für die Stasi-Unterlagen und der Stiftung Gedenkstätten Sachsen-Anhalt gezeigt. Die Ausstellung dokumentiert die Friedliche Revolution in der DDR und den Prozess zur Deutschen Einheit. Das Hauptaugenmerk gilt dabei den Protagonisten der Bürgerrechtsbewegung, deren massenwirksame Aktionen entscheidend zum Sturz des SED-Regimes beitrugen. Verbunden wurde die Ausstel-

lungseröffnung am 7. Mai 2014 mit einer Podiumsdiskussion. Kultusminister Stephan Dorgerloh moderierte ein Gespräch zwischen Rainer Eppelmann und Dr. Wolfgang Berghofer. Rund 70 Interessierte nahmen daran teil.

Die Ausstellung ging im weiteren Verlauf des Jahres auf eine Rundreise durch Sachsen-Anhalt. Die Standorte, an denen sie gezeigt wurde, waren: Evangelische Akademie Wittenberg, Salinemuseum Halle und die Gedenkstätte Moritzplatz Magdeburg. 2015 wird sie im Stadtmuseum in Naumburg präsentiert.

Im Anschluss zeigte die Gedenkstätte die Fotoausstellung des Bürgerkomitees Magdeburg e. V. „Die Grenzöffnung und ihre Folgen“ der Helmstedter Fotografin Bettina Akinro. Persönliche Eindrücke von Grenzübergängen, Grenztürmen, Gebäuden, Kasernen und diversen Details hielt sie in ihren Bildern fest und stellte diesen einige Jahre später neue Aufnahmen gegenüber, um den Wandel zu dokumentieren.

Vom 10. November 2014 bis zum 16. Januar 2015 war die [Ausstellung „Der erste Riss im Eisernen Vorhang – Das Paneuropäische Picknick am 19. August 1989 in Sopron“] zu sehen. Die Ausstellung stellt das Paneuropäische Picknick und die anschließende Flucht von über 600 DDR-Bürgern nach Österreich in den Kontext der Entwicklungen Ende der 1980er Jahre in Osteuropa und beschreibt den Beitrag Ungarns zum Fall des Eisernen Vorhangs. Gezeigt wurde sie mit finanzieller Unterstützung der Landeszentrale für politische Bildung Sachsen-Anhalt, des Freundeskreises Europa-Berlin e. V. als Mitglied der Initiative Deutsch-Ungarische Wanderausstellung, der Stiftung Rechtsstaat Sachsen-Anhalt und der Bundesstiftung für die Aufarbeitung der SED-Diktatur.

Am 14. Juli 2014 führten zum fünften Mal die Kultusministerien von Sachsen-Anhalt und Niedersachsen gemeinsam mit der Stiftung Gedenkstätten und der Landeszentrale für politische Bildung den jährlich stattfindenden [Projekttag „Aus der Vergangenheit für die Gegenwart lernen“] in der Gedenkstätte Marienborn durch. Im 25. Jubiläumsjahr der Friedlichen Revolution, der Grenzöffnungen am Eisernen Vorhang und des Mauerfalls beschäftigen sich ca. 250 Jugendliche aus Niedersachsen und Sachsen-Anhalt mit der Bedeutung des Jahres 1989 für die heutige Generation. Die Schülerinnen und Schüler der Klassenstufen 9 bis 11 aus fünf verschiedenen Schulen wurden zunächst durch den Stiftungsdirektor Dr. Kai Langer begrüßt. Die Kultusministerin von Niedersachsen, Frauke Heiligenstadt, und der Kultusminister von Sachsen-Anhalt, Stephan Dorgerloh, appellierten in ihren Reden an die Schulen,



Gedenkstätte Deutsche Teilung Marienborn



Ökumenischer Bittgottesdienst zum Tag der Deutschen Einheit am 3. Oktober 2014

die Möglichkeiten außerschulischer historischer Lernorte zu nutzen. Die Veranstaltung erhielt eine erfreulich große mediale Aufmerksamkeit. Neben den regionalen Tageszeitungen berichteten die Fernsehsender MDR und Sat1, der NDR und das Deutschlandradio Kultur berichteten für den Hörfunk.

Am [Tag der Deutschen Einheit 2014] konnte die Gedenkstätte Marienborn mit 6.000 Besuchern einen Besucherrekord verzeichnen. Die Feier zum Tag der Deutschen Einheit begann bereits zum 22. Mal mit einem Ökumenischen Bittgottesdienst. „Grenzen-Los – 25 Jahre Mauerfall“ lautete das Thema des Gottesdienstes. Die Predigt hielt der Theologe und Bürgerrechtler Dr. Edelbert Richter aus Weimar. Schülerinnen und Schüler des Hegel-Gymnasiums Magdeburg begleiteten den Gottesdienst. Die Kollekte in Höhe von rund 1.200 Euro ging an den Flüchtlingsfond Sachsen-Anhalt. Im Anschluss sorgte die Magdeburger Martin-Rühmann-Band für das musikalische Rahmenprogramm. Die Finissage der Fotoausstellung „Die Grenzöffnung und ihre Folgen“ fand am Nachmittag statt. In öffentlichen Führungen informierten sich die Besucher über die Geschichte der ehemaligen Grenzübergangsstelle.

Die Gedenkstätte Deutsche Teilung Marienborn beteiligte sich am 23. Oktober 2014 gemeinsam mit dem Institut für Geschichte der Otto-von-Guericke Universität Magdeburg an dem [Thementag der TU Braunschweig „Die ‚Wende‘ und der Westen].

[*Erfahrungen – Begegnungen – Erinnerungen*“]. Die Veranstaltung nahm das Jahr 1989 aus der nur selten beachteten Richtung „West“ und der Perspektive des ehemaligen Zonenrandgebietes der Bundesrepublik in den Blick. Dazu wurden bspw. statistische Erhebungen zur wirtschaftlichen Entwicklung in den 1980er und 1990er Jahren vorgestellt sowie neue Untersuchungen zur Geschichte des Bundesgrenzschutzes. In einer Podiumsdiskussion setzten sich Zeitzeugen aus dem Zonenrandgebiet mit der Frage auseinander, welche Erwartungen, Sorgen und Hoffnungen mit der Wiedervereinigung in ihrer Region verbunden waren. In der Abendeinheit wurde der dokumentarische Film „Deutschland 950 hPa“ des österreichischen Regisseurs Hanno Thurnher gezeigt. Dieser war im Oktober 1989 für ein Filmprojekt an die innerdeutsche Grenze in der Bundesrepublik gereist. Die Veranstaltung mit rund 70 Teilnehmenden fand im Institut für Braunschweigische Regionalschichte statt.

Am 9. November 2014 besuchten die Ministerpräsidenten von Sachsen-Anhalt und Niedersachsen, Dr. Reiner Haselhoff und Stefan Weil, die Gedenkstätte. Sie nahmen an einer [*Podiumsdiskussion mit dem Titel „Vom ersten Riss im eisernen Vorhang zum Fall der Mauer und Öffnung der innerdeutschen Grenze“*] teil und tauschten ihre persönlichen Erfahrungen mit weiteren Zeitzeugen aus.

Aus Ungarn und Österreich waren dazu Árpád Bella und Johann Göttl angereist. Während des paneuropäischen Picknicks am 19. August 1989 in Sopron waren sie für die symbolische dreistündige Öffnung der Grenze zwischen den beiden Staaten verantwortlich. Rund 600 Bürger der DDR nutzten diese zur Flucht. Árpád Bella als stellvertretender Kommandeur der ungarischen Grenztruppen im Raum Sopron und damit verantwortlicher Offizier ließ sie gewähren. Anekdotenhaft berichteten beide über die Grenzkontrollen und die Zusammenarbeit zwischen Ungarn und Österreich. Zu den Podiumsteilnehmern gehörten auch Dr. Annemarie Reffert aus Magdeburg und ihre Tochter Juliane. Nach der Verkündung der neuen Reiseregulungen der DDR durch Günter Schabowski überquerten sie als erste am 9. November 1989 die Grenzübergänge Marienborn und Helmstedt. Moderiert wurde die Veranstaltung vom Chefredakteur der Magdeburger Volksstimme, Alois Köster.

Viele Besucher nutzten die Informationsangebote der Gedenkstätte Marienborn. Aufgrund der großen Nachfrage fanden stündlich mehrere parallele öffentliche Führungen statt.

Mit einem [*Zeitgeschichtlichen Forum am 10. November 2014*] wurde die Wechselausstellung zum Paneuropäischen Picknick am 19. August 1989 in Sopron eröffnet.





Podiumsdiskussion am 9. November 2014 mit Johann Göttl, Árpád Bella, Juliane Reffert, Dr. Annemarie Reffert, Moderator Alois Köster und den Ministerpräsidenten Dr. Reiner Haselhoff und Stefan Weil (von links)

Diese beendete zugleich die Reihe der Gedenkveranstaltungen zum Herbst 1989. Der Ausstellungskurator und Historiker Bernt Roder eröffnete die Veranstaltung mit einem Einstiegsvortrag zu den politischen Entwicklungen in Ungarn Ende der 1980er Jahre. Im Anschluss berichtete László Nagy, Mitorganisator des Paneuropäischen Picknicks, über die politischen Hintergründe und die Umstände dieser historischen Veranstaltung. Zu den weiteren Zeitzeugen gehörten wiederum Árpád Bella und Johann Göttl, die für die symbolische Öffnung der Grenztore während des Paneuropäischen Frühstücks verantwortlich waren. Ein Ehepaar aus Sachsen-Anhalt, das im Herbst 1989 über Ungarn geflüchtet war, berichtete im Anschluss von den Erlebnissen an der ungarisch-österreichischen Grenze. Rund 60 Personen nahmen am zeithistorischen Forum und der folgenden Ausstellungseröffnung teil und nutzten die Chance, mit den Zeitzeugen ins Gespräch zu kommen.

Gedenkstätte Moritzplatz Magdeburg

Thematischer Schwerpunkt in der Veranstaltungsplanung und Bildungsarbeit der Gedenkstätte im Jahre 2014 war der 25. Jahrestag der Friedlichen Revolution vom Herbst 1989 in der DDR.

Gemeinsam mit dem Dokumentationszentrum des Bürgerkomitees Magdeburg e.V. hatte die Gedenkstätte hierfür den „Arbeitskreis 2014“ ins Leben gerufen, durch den in Magdeburg Interessenten für eine Mitwirkung an den Jubiläumsveranstaltungen gewonnen und ein Veranstaltungsprogramm für Magdeburg entwickelt werden konnten. Im Rahmen einer projektbezogenen Förderung unterstützte die Landeshauptstadt Magdeburg den „Arbeitskreis 2014“, in dem sie die Koordinierung der Aktivitäten und den Druck des gemeinsamen Veranstaltungsprogramms als Flyer finanzierten. Für die Mitarbeit im Arbeitskreis, in den von Beginn an auch das Städtische Kulturbüro eingebunden war, konnten die Evangelische Domgemeinde Magdeburg, das Stadtarchiv Magdeburg, das Roncalli-Haus Magdeburg, die Außenstelle Magdeburg des Bundesbeauftragten für die Unterlagen des DDR-Staatssicherheitsdienstes (BSTU), die Stadtbibliothek Magdeburg und der Magdeburger Fotograf Dieter Müller gewonnen werden. Ferner waren das Forum Gestaltung und das Kulturhistorische Museum Magdeburg in Veranstaltungen eingebunden. Zudem unterstützte die Landesbeauftragte für die Unterlagen des DDR-Staatssicherheitsdienstes für Sachsen-Anhalt die Öffentlichkeitsarbeit des „Arbeitskreises 2014“, indem sie sich wie auch die Landeshauptstadt Magdeburg an den Kosten für Druck bzw. das Aushängen von Plakaten beteiligte. Das durch den „Arbeitskreis 2014“ erstellte Veranstaltungsprogramm erstreckte sich auf den Zeitraum von September 2014 bis April 2015. Es umfasste insgesamt acht Ausstellungen, zwei Gedenkgottesdienste, zwei Lesungen, eine Filmvorführung, zwei Vortragsveranstaltungen sowie den Sternmarsch zum Dom am 9. November 2014. In der Gedenkstätte Moritzplatz selbst wurden zum Jubiläum drei Sonderausstellungen gezeigt sowie drei Veranstaltungen durchgeführt.

Vom 9. Oktober bis 15. Dezember 2014 zeigten die Gedenkstätte Moritzplatz Magdeburg und das Dokumentationszentrum des Bürgerkomitees Magdeburg ihre dank finanzieller Unterstützung durch die Landeshauptstadt Magdeburg gemeinsam überarbeitete und auf 22 Rollups neu produzierte Ausstellung „Herbst 1989 in Magdeburg“ im Dom, dem Ausgangspunkt der Friedlichen Revolution in Magdeburg. Die Eröffnung der Ausstellung, die insgesamt über 14.000 Besucher zählte, fand am 9. Oktober im Rahmen eines Gedenkgottesdienstes mit über 700 Teilnehmern statt. Zum Begleitprogramm zählte u. a. am 23. Oktober 2014 im Anschluss an ein Friedensgebet die Vorführung des vom Dokumentationszentrum des Bürgerkomitees produzierten Films „Magdeburg im Herbst 1989“. Die Präsentation der Ausstellung erfolgte in Zusammenarbeit



Gedenkstätte Moritzplatz Magdeburg



Besucher der Ausstellung „Herbst 1989 in Magdeburg“ während der Ausstellungseröffnung am 9. Oktober 2014 im Magdeburger Dom

mit der BStU-Außenstelle Magdeburg, dem Stadtarchiv Magdeburg und der Evangelischen Domgemeinde Magdeburg. Von Januar bis März 2015 war die Ausstellung im Roncalli-Haus zu sehen, wo die Möglichkeit für die Arbeit von Schulklassen mit der Ausstellung besteht. Hierfür hat das Dokumentationszentrum des Bürgerkomitees in Abstimmung mit der Gedenkstätte Moritzplatz ein Projektangebot entwickelt, welches auch bei Ausleihe der Ausstellung an Schulen vor Ort durchgeführt werden kann.

In ihren eigenen Räumen erinnerte die Gedenkstätte im Rahmen mehrerer Projekte an die Ereignisse vom Herbst 1989. Den Auftakt bildete am 9. November 2014 eine zum Gedenkgottesdienst anlässlich des 25. Jahrestages der Grenzöffnung korrespondierende Veranstaltung, welche die Gedenkstätte in Kooperation mit dem Dokumentationszentrum des Bürgerkomitees Magdeburg und der Evangelischen Kirche durchführte. Die Gedenkstätte Moritzplatz war an diesem Tag einer der drei Startpunkte für den im Vorfeld des Gedenkgottesdienstes veranstalteten Sternmarsch zum Dom. Die Auftaktveranstaltung in der früheren MfS-Untersuchungshaftanstalt Magdeburg-Neustadt stand unter dem Motto „Freiheit“. Einem Begrüßungsvortrag zum historischen Ort durch den Gedenkstättenleiter und einer musikalischen Eröffnung durch den Pianisten Wolfgang



Teilnehmer am Sternmarsch ziehen von der Auftaktveranstaltung in der Gedenkstätte Moritzplatz Magdeburg über den Moritzplatz zum Dom

Mader folgte durch Pfarrerin i. R. Waltraut Zachhuber eine Schilderung der erstmaligen Begehung des MfS-Objekts durch Bürgerrechtlicher sowie zum Abschluss ein Dankgebet durch Pfarrer Thorsten Moll. Für die über 200 Anwesenden reichte der Veranstaltungssaal bei weitem nicht aus. Nach dem Dankgebet zogen die Teilnehmer, darunter zahlreiche Schüler des Norbertus-Gymnasiums, unter Mitführung einer großen Losung mit der Aufschrift „Freiheit“ von der Gedenkstätte in die Innenstadt.

Vom 18. November 2014 bis 15. Januar 2015 beherbergte die Gedenkstätte Moritzplatz die Sonderausstellung der Gedenkstätte Deutsche Teilung Marienborn „SED, wenn Du nicht gehst, dann gehen wir“. Die Ausstellungseröffnung am 18. November 2014 wurde begleitet durch ein von Kultusminister Stephan Dorgerloh moderiertes Podiumsgespräch: Markus Meckel, im Oktober 1989 Mitinitiator der Gründung der Sozialdemokratischen Partei in der DDR, und die Magdeburger Pfarrerin i. R. Waltraut Zachhuber diskutierten vor rund 40 Besuchern zum Thema „Bürgerbewegung und Parteien in der Friedlichen Revolution“. Als einer der Ausstellungsmacher führte anschließend Rainer Potratz (Berlin), bis 2010 Pädagogischer Mitarbeiter der Gedenkstätte Deutsche Teilung Marienborn, in die Sonderausstellung ein.

Gedenkstätte Moritzplatz Magdeburg

Im Jahr 2015 konnten in der Gedenkstätte Magdeburg noch zwei weitere Sonderausstellungen besichtigt werden, die jeweils vom Dokumentationszentrum des Bürgerkomitees Magdeburg erstellt worden sind. Am 26. Januar 2015 wurde die Ausstellung „Lage(Bericht) '89“, welche die Lage- und Stimmungsberichte des DDR-Staatssicherheitsdienstes zu den Betrieben, allgemeinen Versorgungsmängeln sowie auf politische Ereignisse bezogene Diskussionen der Bevölkerung im Bezirk Magdeburg aufgreift, eröffnet. Hierbei referierte Jörg Stoye, Leiter der BStU-Außenstelle Magdeburg, zum Berichtswesen des MfS. Die nächste Sonderausstellung „Vom Zettelfalten zum freien Wählen“ zeigte vom 19. März bis 28. April 2015 Wahlplakate sowie Fotos aus Magdeburg vom Wahlkampf zu den Volkskammerwahlen vom 18. März 1990. Angesichts dessen, dass sich der Fokus der Öffentlichkeit erwartungsgemäß auf den 70. Jahrestag des Endes des Zweiten Weltkrieges richtete, stellte die Ausstellung zugleich den Schlusspunkt des vom Arbeitskreis 2014 erarbeiteten Veranstaltungsprogramms zum Thema „25 Jahre Friedliche Revolution in Magdeburg“ dar.



Die Jugendlichen bei der Präsentation in der Gedenkstätte KZ Lichtenburg Prettin

Veranstaltungen am 27. Januar 2015 in den Gedenkstätten für die Opfer des Nationalsozialismus

Gesine Daifi | Melanie Engler | Ute Hoffmann | Michael Viebig

Am 3. Januar 1996 erklärte der damalige Bundespräsident Roman Herzog den 27. Januar eines jeden Jahres zum offiziellen Tag des Gedenkens der Bundesrepublik Deutschland an die Opfer des Nationalsozialismus. Das Datum erinnert an die Befreiung des Konzentrationslagers Auschwitz, dem Symbol nationalsozialistischer Vernichtungspolitik am 27. Januar 1945. Am Nachmittag dieses Tages erreichten Einheiten der Roten Armee das Konzentrationslager Auschwitz und trafen dort auf ein Grauen, das jede Vorstellung sprengte.

In der Tradition vorangegangener Jahre war die diesjährige Veranstaltung in der **Gedenkstätte KZ Lichtenburg Prettin** einer Gruppe von Häftlingen des KZ Lichtenburg gewidmet. Unter den mehr als 10.000 Menschen, die zwischen 1933 und 1945 im Schloss Lichtenburg inhaftiert waren, befanden sich zahlreiche bekannte



Christine Leithold und Hannah Miska bei der Lesung im Stadtmuseum Halle (Saale) (von links)

Persönlichkeiten des politischen und kulturellen Lebens der Weimarer Republik, unter ihnen Politiker, Wissenschaftler, Anwälte, Intellektuelle und Künstler.

Unter dem Titel „Was es bedeutete, im Lager zu den Prominenten zu gehören“ präsentierten 13 Schülerinnen und Schüler des Gymnasiums Jessen eine szenische Lesung, die sie gemeinsam mit ihrer Deutschlehrerin, Cosima Schmidt, eigens erarbeitet hatten. Im Mittelpunkt der Lesung standen sieben prominente Häftlinge des KZ Lichtenburg: der Rabbiner Max Abraham, die Kommunistin Olga Benario, die Schauspielerin Lotti Huber, die Anwälte Friedrich Karl Kaul und Hans Litten, der Politiker und Bürgermeister von Magdeburg Ernst Reuter sowie der Sänger und Schauspieler Kurt von Rufin. Selbstzeugnisse dieser Personen wurden von Berichten Dritter umrahmt und in einzelnen Szenen arrangiert. Jürgen Dannenberg, Landrat des Landkreises Wittenberg, hatte in seinem Grußwort zuvor deutlich gemacht, dass der 27. Januar auch als Tag der Trauer über Qual und millionenfachen Tod zum dunkelsten Kapitel unserer Geschichte gehöre. Johanna Klein (Violine) und Annemarie Klein (E-Piano) gaben der Veranstaltung einen musikalischen Rahmen.

Mehr als 100 Personen waren der Einladung der Gedenkstätte gefolgt, darunter Angehörige von ehemaligen Inhaftierten des KZ Lichtenburg, Vertreterinnen und Vertreter von Opferverbänden und Erinnerungsinitiativen sowie Abgeordnete, Mandatsträger-



Familie Rosenberg aus Halle (1908)

rinnen und -träger des Landes Sachsen-Anhalt, des Landkreises Wittenberg und der Stadt Annaburg. Im Anschluss an die Gedenkstunde legten die Anwesenden Blumen und Gebinde vor den Zellentüren im ehemaligen Bunker nieder und stellten Kerzen auf.

Die Veranstaltung der **Gedenkstätte ROTER OCHSE Halle (Saale)** erfolgte in diesem Jahr in Kooperation mit dem Stadtmuseum Halle. In dessen Räumen las die in Magdeburg geborene Psychologin und Autorin Hannah Miska gemeinsam mit ihrer Schwester Christine Leithold, Englisch-Dozentin an der Volkshochschule Magdeburg, aus ihrem Buch „So weit wie möglich weg von hier. Von Europa nach Melbourne. Holocaust-Überlebende erzählen“ (mdv Halle 2014). Miska, die ab 2003 einige Jahre in Australien lebte und dort u. a. als ehrenamtliche Mitarbeiterin des Jewish Holocaust Centre Melbourne tätig war, veröffentlichte darin die Biographien von jüdischen Männern und Frauen polnischer, ungarischer, tschechischer, litauischer, belgischer und deutscher Herkunft, die ganz unterschiedliche Aspekte des Holocaust beleuchten. Mehr als 140 Gäste kamen, darunter der Innenminister des Landes Sachsen-Anhalt, Holger Stahlknecht, und der Direktor der Landeszentrale für politische Bildung Sachsen-Anhalt, Maik Reichel. Grußworte sprach u. a. Dr. Bernd Wiegand, Oberbürgermeister der Stadt Halle (Saale).



Kranzniederlegung an der Grabstelle vor dem Gebäude der Gedenkstätte, rechts im Bild Kultusminister Dörgerloh, Vorsitzender des Rates der Stiftung Gedenkstätten Sachsen-Anhalt

Ergänzung fand die Lesung in der erstmaligen Präsentation eines außerordentlich seltenen Filmdokumentes. Es stammt aus dem Besitz der halleschen Familie Rosenberg, die 1937 nach Australien auswanderte und enthält viele, ein Jahr zuvor in Halle entstandene Sequenzen aus dem Alltagsleben der Familie: Geburtstage und andere Feiern, die Kinder der Familie beim Turnen und beim Schlittenfahren. Gast der Familie waren oft auch die Zwillingbrüder Max und Günther Schwab, geboren am 1. März 1932 in Halle. Beide sind in dem Film auch zu sehen. Max Schwab, emeritierter Professor der Geologie, schilderte als Gast der Veranstaltung in bewegenden Worten, unter welchen Umständen er und sein Bruder das Kriegsende in Halle erlebt hatten.

Der Veranstaltung im Stadtmuseum war eine Kranzniederlegung am Denkmal für die hallesche Synagoge vorausgegangen. Bürger der Stadt gedachten dort im Beisein von Mitgliedern der jüdischen Gemeinden sowie offizieller Vertreter des Landes Sachsen-Anhalt der Opfer der nationalsozialistischen Gewaltherrschaft.

In der **Gedenkstätte für Opfer der NS-„Euthanasie“ Bernburg** fand in diesem Jahr die zentrale Gedenkveranstaltung des Landes statt. Vor dem Hintergrund des 70. Jahrestages des Kriegsendes hatte Reiner Haseloff, Ministerpräsident des Landes Sachsen-



Blick in die Ausstellung „Sachsen-Anhalt im Nationalsozialismus“

Anhalt, Gäste aus der polnischen Partnerregion Masowien eingeladen. In dieser Woiwodschaft befindet sich der kleine Ort Treblinka, der bekannt wurde durch eines der größten Vernichtungslager auf dem Gebiet des besetzten Polen.

Nach einer Kranzniederlegung vor dem Gebäude der Gedenkstätte Bernburg, zu der der Kultusminister des Landes Sachsen-Anhalt, Stephan Dorgerloh, in seiner Funktion als Vorsitzender des Stiftungsrates der Stiftung Gedenkstätten Sachsen-Anhalt Worte der Erinnerung und des Gedenkens sprach, nahm die Veranstaltung ihren Fortgang im Theater der Stadt Bernburg. Nach der Begrüßung durch den Oberbürgermeister der Stadt, Henry Schütze, und der Ansprache von Ministerpräsident Reiner Haseloff hielt Andrzej Matuszewicz als Leiter des polnischen Regionalmuseums Treblinka eine beeindruckende Rede über Geschichte und Gedenken. Musikalisch umrahmt wurde die Veranstaltung von Mitgliedern der Mitteldeutschen Kammerphilharmonie Schönebeck.

Am Rande der Veranstaltung präsentierte die Stiftung Gedenkstätten in den Räumen des Bernburger Theaters erstmalig die neue Wanderausstellung „Sachsen-Anhalt im Nationalsozialismus. Zur Geschichte der Provinz Sachsen und des Landes Anhalt 1933 - 1945“, die von den Gedenkstätten in Bernburg, Halle, Langenstein und Prettin gemeinsam erarbeitet wurde und über Ereignisse und Entwicklungen in verschiedenen



Renate Sattler mit Jutta Dick, Leiterin der Moses-Mendelssohn-Akademie Halberstadt (von rechts)

Regionen des Landes während der nationalsozialistischen Diktatur informiert. Die Ausstellung war danach bis zum 20. März des Jahres in den Räumen der Gedenkstätte Bernburg zu sehen.

In der **Gedenkstätte für die Opfer des KZ Langenstein-Zwieberge** setzten Schülerinnen und Schüler der 5. bis 12. Klassen des Käthe-Kollwitz-Gymnasiums Halberstadt die seit Jahren bestehende Tradition fort, dass ältere Schüler ihre jüngeren Mitschüler am 27. Januar über das ehemalige Lagergelände führen und ihnen die Geschichte des Lagers und der darin festgehaltenen Menschen erzählen. Beide Jahrgänge nahmen auch teil an der öffentlichen Gedenkveranstaltung, die gegen Mittag am Mahnmal an den sechs Massengräbern stattfand. Der Oberbürgermeister der Stadt Halberstadt, Andreas Henke, sprach Worte der Erinnerung und des Gedenkens, bevor Blumen und Kränze für die Opfer des Lagers niedergelegt wurden.

Am Abend luden Gedenkstätte und Moses-Mendelssohn-Akademie Halberstadt zu einer Lesung ein. Renate Sattler, Autorin und Vorsitzende des Schriftstellerverbandes Sachsen-Anhalt, las aus ihrem Romanmanuskript „Risse im Gesicht“. In dem Roman fließen die Kindheitsgeschichte der Protagonistin Marion Gabriel in den sechziger und

siebziger Jahren des 20. Jahrhunderts mit der Verschleppung des Großvaters durch die Rote Armee im Mai 1945 zusammen und werden von der Autorin aus der Sicht der Nachgeborenen reflektiert.

Renate Sattler stellte ein Kapitel vor, das von einer Klassenfahrt zur Gedenkstätte Langenstein-Zwieberge handelt und in dem es heißt: *„Auf dem Weg aus dem Lager hob ich einen hellen Stein auf. Halbrund mit einer Bruchstelle, ein neues Bruchstück für das Lebensmosaik, in dem es schon Trümmer aus Großmutter's Leben, Stücke aus dem Leben meiner Lehrerin gab. Ein Stück von den Russen im Krieg, ein Stück von den Juden aus meiner Familie und eines von Großvaters Weg. All diese Bruchsteine ergaben noch immer kein Bild. In dem Mosaik, das ich mir zusammensetzte, blieben Risse und Löcher. Die Löcher füllten sich zuerst mit einem langen Schweigen, dann mit neuen Steinen zu einem Triptychon der Zeiten. Die Risse füllten sich nie. Tiefer und tiefer gruben sie sich zwischen die Mosaikteile bis in mein Gesicht.“*





Das flexibel aufstellbare Trägersystem der Ausstellung

„Sachsen-Anhalt im Nationalsozialismus. Zur Geschichte der Provinz Sachsen und des Landes Anhalt 1933 – 1945“ – Eine Ausstellung der Stiftung Gedenkstätten Sachsen-Anhalt

Michael Viebig

Am 27. Januar 2015 präsentierten die Gedenkstätten Bernburg, Lichtenburg Prettin, Halle (Saale) und Langenstein-Zwieberge (alle Teil der Stiftung Gedenkstätten Sachsen-Anhalt) am Rande der Gedenkveranstaltung des Landes in Bernburg eine neue Wanderausstellung, die sich vorwiegend an ein junges Publikum richtet. Auf insgesamt 24 Tafeln werden die Machtübernahme der NSDAP auf dem Gebiet des heutigen Bundeslandes Sachsen-Anhalt, die folgenden politischen, gesellschaftlichen und wirtschaftlichen Entwicklungen sowie das diese Diktatur prägende Terrorsystem dokumentiert und dies unter Bezug auf verschiedene Regionen des heutigen Bundeslandes Sachsen-Anhalt.

Kurze Texte, ergänzt durch Dokumente und Fotos vermitteln einen Überblick über Ereignisse, die sich überall unterschiedlich und doch gleichartig zeigten. Neben den bekannten Orten offenen und versteckten Terrors – den Konzentrationslagern Lichtenburg und Langenstein-Zwieberge, der „Euthanasie“-Anstalt Bernburg und dem Zuchthaus

Ehrung für biographische Forschungen in der Zusammenarbeit zwischen dem Landesgymnasiums Latina „August Hermann Francke“ und der Gedenkstätte ROTER OCHSE Halle (Saale)

Michael Viebig

Am 20. März 2015 eröffnete der Direktor der Franckeschen Stiftungen zu Halle, Thomas Müller-Bahlke, die jährlichen Francke-Festtage. In diesem Jahr sind sie gleichzeitig als Auftakt für die Beantragung des Weltkulturerbe-Titels für die Stiftungen zu verstehen. Traditionell steht am Beginn der Festtage die Verleihung der Preise für Jugendliche, die mit besonderen Leistungen und in außergewöhnlichen Projekten in Erscheinung getreten sind. Einen der Preise erhielten Schülerinnen und Schüler einer 9. Klasse des Landesgymnasiums Latina August Hermann Francke, die sich im Rahmen einer Projektwoche im Sommer 2014 mit dem Schicksal der im Juli 1944 in Halle ermordeten tunesisch-französischen Juden Joseph, Jean und Gilbert Scemla auseinandergesetzt hatten.¹

Die Lehrerin Constanze Carcenac-Lecomte hielt zu diesem Anlass die folgende Laudatio:

„Ma petite chérie Lila, ma femme, mère de mon enfant, avant-hier, ici à Torgau nous avons été condamnés à mort tous les trois par le Tribunal Suprême Allemand“ – „Meine geliebte kleine Lila, meine Frau und Mutter meines Sohnes, vorgestern wurden wir alle drei hier in Torgau zum Tode verurteilt durch das höchste deutsche Gericht“ Mit diesen Worten verabschiedet sich am 22. Mai 1944 Gilbert Scemla von seiner Frau Lila durch einen sensiblen und liebevollen Brief, in dem er seine letzten Wünsche auch für seinen kleinen zweijährigen Sohn Frédi formuliert. Sein Sohn Frédéric Gasquet wird die tragische Geschichte seines Vaters, Onkels und Großvaters erst etwa 60 Jahre später erfahren und durch die Veröffentlichung eines Buches verarbeiten. Alle drei Männer wurden am 17. Juli 1944 durch die Guillotine im „Roten Ochsen“ in Halle hingerichtet. Anlässlich ihres 70. Todestages haben Schülerinnen und Schüler des Landesgymnasiums Latina „August Hermann Francke“ in einem außerunterrichtlichen Projekt die Geschichte dieser Familie aufgearbeitet, die letzten Monate im Leben der drei Männer u. a. durch des Besuches des Gefängnisses in Torgau nachvollzogen und ihres



Dorothee Lampert und Lucia Mischke (von links) erhalten den Preis aus den Händen von Iris Richter als Vertreterin der preisgeldstiftenden Firma Pfeifer & Langen

Todes durch eine Gedenkfeier am 17. 07. 2014 am Hinrichtungsort gedacht. Monsieur Gasquet und seine drei Kinder kamen dazu aus den Metropolen dieser Welt, Paris, London, Moskau, nach Halle und die Schüler der Latina haben im Freylinghausen-Saal auf eindrucksvolle Weise den Nachfahren der drei Scemlas das Andenken, ihre Anteilnahme und ihr Gedenken ausgedrückt.

Das Ziel, die deutschsprachige Übersetzung des von Frédéric Gasquet veröffentlichten Buches [...] einer breiten Öffentlichkeit vorzustellen, stärkte das Gemeinschaftsgefühl der Gruppe derart, dass alle Beteiligten inhaltlich über sich hinauswuchsen. Die Schüler agierten eigenverantwortlich und mit einer hervorzuhebenden sozialen Reife und machten das Projekt zu ihrem eigenen Gemeinschaftsprojekt im Geiste August Hermann Franckes. Handlungsorientiert widmeten sie sich der tragischen Geschichte der Opfer des Nationalsozialismus und präsentierten ihre Erkenntnisse öffentlich in den Franckeschen Stiftungen. Die Zusammenarbeit der Gruppe war beeindruckend. Insbesondere die Schulsprecherin Lucia Mischke sowie die Schülerinnen Reingard Voss, Uma Sostmann und Dorothée Lampert hielten schließlich einen in jeder Hinsicht beeindruckenden Vortrag [...], was eine herausragende außerschulische Leistung darstellt.

Gedenkstätte ROTER OCHSE Halle (Saale)

Die Gedenkstätte ROTER OCHSE Halle (Saale) hatte die Organisation dieses mehrtägigen Projektes übernommen und dabei die Unterstützung der Franckeschen Stiftungen [...] bekommen. Dafür bedanken wir uns sehr herzlich! Die Schüler der Latina August Hermann Francke nutzten nun diesen Raum für ihre eigene persönliche Entwicklung und bereiteten das traurigste Kapitel der deutschen Geschichte auf. Das Projekt veränderte die Schüler sichtlich. Auf diese Weise entwickelte sich eine kritische Geschichtsbetrachtung und machte nach Franckes Vorstellung „Weltveränderung durch Menschenveränderung“ möglich.

Gilbert Semla definiert in seinem Abschiedsbrief das Leben und schlussfolgert „Leben, Lila, heißt lieben“. Wie diese Worte die Schüler der Latina verändert haben, zeigen die Worte von Lucia Mischke, die in ihrer Rede zum 70. Todestag der Scemlas hier im Freylinghausen-Saal sagte: „Dass wir hier die Möglichkeit haben, mit einem Mann zu sprechen, dessen Familie zerstört worden ist - achtlos wie so viele andere zu der Zeit, war eine ungeheure Bereicherung. Wir haben uns nicht nur mit trockenem Geschichtsstoff beschäftigt, wir haben den Stoff durchlebt. Wir haben gelernt, dass es Menschen gibt, die es nicht leicht hatten in ihren Leben, die trotzdem lieben konnten und ihre Verräter trotz allem nicht hassten, wie Gilbert Scemla. Wir haben gelernt, dass es Menschen gibt, die nicht aufgeben und alles versuchen herauszufinden. Für die es nicht immer einfach ist, aber die trotzdem lachen können, wie Monsieur Gasquet. Und wir haben gelernt, was es heißt, FREI zu sein und was es heißt, zu leben.“

Die Schülerinnen dieses Projekts, von denen heute nur Lucia und Dorothée hier sein können, haben durch ihr soziales Engagement in Zusammenarbeit mit der Familie Scemla, der Gedenkstätte ROTER OCHSE und den Franckeschen Stiftungen gezeigt, dass sich die Geschichte der NS-Zeit niemals wiederholen darf. Dafür danken wir euch! Nous vous remercions!

Anmerkungen

- 1 Teil des Projektes war die von den Schülerinnen gestaltete Präsentation des Buches „Der Brief meines Vaters“ von Frédéric Gasquet, dem Sohn Gilbert Scemlas. Die Publikation wurde von der Stiftung Gedenkstätten Sachsen-Anhalt herausgegeben und im Freylinghausen-Saal der Franckeschen Stiftungen vorgestellt. Vgl. *Erinnern! Aufgabe, Chance, Herausforderung*, 2/2014; S. 100 – 106.



Ivan Ivanji: Mein schönes Leben in der Hölle.

Roman

Picus Verlag Wien, 2014

295 S. | ISBN 978-3-71172-008-5 | 22,90 €

Wilhelm Rimpau

„Die Macht der Erinnerung und die Ohnmacht der Worte“, der Titel eines seiner Vorträge, ist das Lebensthema von Ivan Ivanji, so auch in seinem neuen Roman *„Mein schönes Leben in der Hölle“*.

Wie aus dem Stegreif, fast atemlos, ohne sich Kapitelgrenzen zu fügen, berichtet der Autor, indem er in seinem Kalender blättert. Er ist jetzt 85 Jahre alt, als sein jüngstes von sicher mehr als 20 Büchern erscheint. Ivan Ivanji erinnert sich an Themen seiner Bücher wie „Ein ungarischer Herbst“ (1995), „Das Kinderfräulein“ (1998), „Der Aschenmensch von Buchenwald“ (1999), „Geister aus einer kleinen Stadt“ (2008), „Buchstaben von Feuer“ (2011). Die biographischen Wegmarken werden im Zeitraffer dargestellt, immer „vor der Mosaikwand der Erinnerungen“.

„*Mein schönes Leben in der Hölle*“ behandelt nicht gezielt ein Thema, einen Ausschnitt dieses wahrhaft bunten, vielseitigen Lebens. Der Autor hinterfragt die Verlässlichkeit der Erinnerung und komponiert einen großen zeitgeschichtlichen Roman. Gekonnt zieht er den Leser in sein Spiel mit ungelebten Möglichkeiten, mischt Fantasie mit Fakten. Berührend, aber auch Lebensfreude ausstrahlend, sind Anekdoten von Begegnungen und Erlebnissen.



Ivan Ivanji: Mein Loibl. Moj Ljubelj.

Erweiterte Gedenkrede zur Erinnerung an die Konzentrationslager Nord und Süd am Loibltunnel am 8. Juni 2013.

Wieser Verlag Klagenfurt, 2014

32 S. | ISBN 978-3-99029-120-7 | 14,95 €

Am 24. Januar 1942 wird Ivanji 13 Jahre alt, der Tag, an dem seine Bar-Mizwa gewesen wäre, „wenn jemand von uns daran gedacht hätte“. In jenen Januartagen fielen 4.500 Menschen in der serbischen Stadt Novi Sad den Razzien der Deutschen zum Opfer: „Wir Kinder wussten nichts von den Grausamkeiten an den Juden, Serben und Zigeunern, dass sie erschossen oder erschlagen und in die Donau geworfen wurden.“

Ivan ist 15 Jahre alt, als sein Vater erschossen und seine Mutter vergast werden. Seine Großeltern nehmen Gift. Er rekonstruiert, dass sein Onkel, der mit einer Volksdeutschen verheiratet war, ihn verraten und an die Nazis ausgeliefert haben könnte. Eine spätere Begegnung mit dem in Australien lebenden Sohn dieses Onkels stützt diesen Verdacht. „Wäre es nicht Begründung, mit der man mich ins Konzentrationslager gebracht und einen Teil meiner Familie ausgerottet hat, würde ich das Judentum gern abschütteln, leugnen, zumindest vergessen“.

Nach einer Woche in Auschwitz wird Ivanji am 6. Juni 1944 in das Konzentrationslager Buchenwald „überstellt“, wo er die Häftlingsnummer 58116 erhält, wie ein Dokument des Internationalen Suchdienstes in Arolsen mitteilt. Die fast einjährige „Reise“ geht weiter: Arbeitslager in Magdeburg und Niederorschel, schließlich Langenstein-Zwieberge, alle drei sind Außenlager des KZ Buchenwald. Ivan Ivanji ist 16 Jahre alt, als Zwieberge am 11. April 1945 von us-amerikanischen Soldaten befreit wird. Ivanji gehört zu den wenigen, die das Lagersystem der Nazis überlebt haben. Aber wie wäre es

ausgegangen, wenn er nicht „Nutznießer“ eines „Opfertauses“ geworden wäre? In Buchenwald fand Ivanji Namenslisten: „Jemand in der Schreibstube des KZ hat meinen Namen aus der Liste Richtung Auschwitz gestrichen und anstatt meiner einen anderen hingeschickt. Mein halbes Leben lang habe ich mich bemüht, herauszufinden wer mein Retter, mein Schutzengel, und für wen er gleichzeitig der Todesengel war“.

Zurückgekehrt findet Ivanji zu Hause im Banat¹ keine Angehörigen mehr vor. Er wird Bautechniker und Lehrer in Belgrad, Sekretär des Sekretärs des jugoslawischen Schriftstellerverbandes, Redakteur für Kultur der Jugendzeitung *Omladina*. Die ersten Gedichte, der erste Roman erscheinen – Ivanji ist jetzt 25 Jahre alt.

Der Kalender berichtet weiter vom Militärdienst, vom Theaterintendanten und Übersetzer (Berthold Brecht, Heinrich Böll, Günther Grass), vom Dolmetscher Titos² („Als Literat am Pulsschlag der Politik“, 2008) und schließlich vom Diplomaten in Bonn. Von all diesen aufregenden Etappen, zu denen zuletzt der Krieg, die Auflösung des Vielvölkerstaates Jugoslawien und die Milosevic³-Zeit in Serbien gehören, handeln fast alle Romane Ivanjics.

Das „Hotel Elephant“ in Weimar spielt für Ivanji eine gewisse Rolle. Schon zur Zeit der DDR wohnt er hier als Dolmetscher des jugoslawischen Außenministers. Später trifft er sich hier mit Jorge Semprún und Stéphane Hessel. Zum 65. Jahrestag der Befreiung Buchenwalds ist das ganze Hotel für ehemalige Buchenwaldhäftlinge und ihre Befreier, amerikanische Soldaten, reserviert. Ein Boy geht mit den Koffern Ivanjics in den ersten Stock zur Nummer 100, der „Lyonel-Feininger-Suite“. Ein willkürlicher, gleichwohl mit Weimar verbundener Name. „Aus verständlichen Gründen“ trägt sie keinen anderen Namen. Im Hinblick darauf, dass hier gern der „Führer“ residierte, der oft in Weimar weilte, könnte sie auch „Adolf-Hitler-Suite“ heißen. Auf die Frage Ivanjics an den Direktor der Gedenkstätte, warum er ihn diesmal in den besten Zimmern des Hotels untergebracht habe, antwortet dieser: „Ich wusste, du wirst mit den Dämonen fertig werden.“

Immer wieder unterbricht Ivanji seine Erzählungen und reflektiert: „Was hat mein Leben bestimmt? ... Mein Leben ist öfter fantastisch als realistisch gewesen.“ Oder: „Erfülle ich eine Pflicht oder bin ich nur gern ein Wichtigtuer?“ Oder Semprún zitierend: „Wenn du deine Erinnerung verlierst, verlierst du den roten Faden deines Lebens‘. Den roten Faden einweben? Ich webe, ich webe ...“.

Wir sollten eine der letzten Chancen nutzen, dem Original-Ton eines Zeitzeugen zu lauschen und an unsere Kinder denken. Im Jahr 2002 hat Ivan Ivanji im Schulsaal von



Niederorschel gesagt: „Es ist nicht mein Problem, wie sich Deutschland an die schändlichste Epoche seiner Geschichte erinnern will, welche Denkmäler man errichten, welche Gedenkstätten einrichten und wie man sie erhalten würde, wichtiger jedoch ist meiner Meinung nach, was die Kinder in welchem Alter und Umfang darüber erfahren sollen“.

Als einer der letzten noch lebenden Zeitzeugen der Schrecken des Naziterrors „Töten durch Arbeit“ reflektiert Ivanji seine Rolle, als er in Erinnerung an ein Arbeitskommando von Mauthausen dem KZ Loibl sprechen soll. „Habe ich noch immer nicht genug von Gedenkreden und diesen pompösen, doch irgendwie immer gleichen oder ähnlichen Worten, die wir, die man Zeitzeugen nennt, aussprechen, obwohl wir eigentlich nicht mehr wissen, was wir sagen sollen, ohne uns zu wiederholen?“ Und wieder präsentiert der 85-jährige seine Biographie und sein Überleben im Stollen von Zwieberge. „Wir dürfen uns nicht damit begnügen, die Vergangenheit zu beklagen, Kränze niederzulegen, Gedenkstätten zu errichten, Reden zu halten, sondern müssen wach sein, uns empören – wie Hessel es empfiehlt –, aufschreiben und etwas tun, auch wenn die Mörder und Folterknechte von heute und Gott behüte, morgen keine Gaskammern bauen, sondern andere Methoden benützen.“

Wir sind Ivan Ivanji dankbar für seine Botschaft. Und den Verlagen Picus und Wieser, die sie verbreiten.

Anmerkungen

- 1 Das Banat ist eine Region, die heute in Teilen zu Rumänien, Serbien und Ungarn gehört.
- 2 Josip Broz Tito (1892–1980), von 1945 bis 1980 Generalsekretär des Bundes der Kommunisten Jugoslawiens, Ministerpräsident und dann Staatspräsident Jugoslawiens.
- 3 Slobodan Milosevic (1941–2006), Präsident der Sozialistischen Republik Serbien (1989–1990), der Republik Serbien (1990–1997) und der Bundesrepublik Jugoslawien (1997–2000).

Autoren

Wolfgang Bernicke, bis 2013 Bürgermeister der Stadt Genthin, ist Mitglied des Fördervereins Genthiner Stadtgeschichte e.V.. | **Daniel Bohse** ist Leiter der Gedenkstätte Moritzplatz Magdeburg. | **Gesine Daifi** ist Mitarbeiterin der Gedenkstätte für die Opfer des KZ Langenstein-Zwieberge. | **Melanie Engler** ist Leiterin der Gedenkstätte KZ Lichtenburg Prettin. | **Dr. Ute Hoffmann** ist Leiterin der Gedenkstätte für Opfer der NS-„Euthanasie“ Bernburg und der Gedenkstätte für die Opfer des KZ Langenstein-Zwieberge. | **Thomas Irmer** ist freier Historiker und Kurator in Berlin. | **Dr. Kai Langer** ist Direktor der Stiftung Gedenkstätten Sachsen-Anhalt. | **Dr. Sascha Möbius** ist Leiter der Gedenkstätte Deutsche Teilung Marienborn. | **Maik Reichel** ist Direktor der Landeszentrale für politische Bildung Sachsen-Anhalt. | **Prof. Dr. Wilhelm Rimpau** ist Neurologe in Berlin. | **Prof. Dr. Silke Satjukow** ist Lehrstuhlinhaberin am Institut für Geschichte der Otto-von-Guericke-Universität Magdeburg. | **Jean-Pierre Valantin** ist der Sohn eines ehemaligen Häftlings des KZ Langenstein-Zwieberge. | **Michael Viebig** ist Mitarbeiter der Gedenkstätte ROTER OCHSE Halle (Saale). | **Waltraut Zachuber**, Pfarrerin i. R., ist Mitglied der Arbeitsgruppe „Stolpersteine für Magdeburg“ und Vorsitzende des Fördervereins „Neue Synagoge Magdeburg“ e. V..

Fotonachweis

Titel: Sowjetisches Ehrenmal in Halberstadt. Foto: Dr. Kai Langer | S. 1: Foto: Claudio Burelli | S. 14: Foto: Dr. Kai Langer | S. 32/38: Foto: Förderverein Genthiner Stadtgeschichte e.V. | S. 40: Foto: Hansestadt Gardelegen | S. 50/51/53: Foto: Gerhard Zachhuber | S. 56: Foto: Privatbesitz | S. 57: Foto: Gerhard Zachhuber | S. 61/62/63/64/65: Foto: Sammlungsbestand der Gedenkstätte für die Opfer des KZ Langenstein-Zwieberge | S. 69: Plakat StGS Landeszentrale für politische Bildung | S. 78: Foto: Nils Bornemann | S. 82/84: Foto: Sammlungsbestand der Gedenkstätte Deutsche Teilung Marienborn | S. 86/87: Foto: Sammlungsbestand der Gedenkstätte Moritzplatz Magdeburg | S. 89: Foto: Thomas Christel | S. 90: Foto: Stadtmuseum Halle (Saale) | S. 91: Foto: Privatbesitz | S. 92/93: Foto: Sammlungsbestand der Gedenkstätte für Opfer der NS-„Euthanasie“ Bernburg | S. 94: Foto: Sammlungsbestand der Gedenkstätte für die Opfer des KZ Langenstein-Zwieberge | S. 96: Foto: Michael Viebig | S. 97: Foto: Stiftung Gedenkstätten Sachsen-Anhalt | S. 99: Foto: Franckesche Stiftungen Halle (Saale)

Impressum

Herausgeber: Stiftung Gedenkstätten Sachsen-Anhalt | Umfassungsstraße 76 | 39124 Magdeburg
Tel. 0391 244 55-930 | Fax -998 | Mail: info-geschaefsstelle@stgs.sachsen-anhalt.de

Redaktion: Kai Langer (verantw.) | Daniel Bohse | Gesine Daifi | Melanie Engler | André Gursky |
Ute Hoffmann | Sascha Möbius | Frank Stucke | Michael Viebig

Gestaltung | Druck: behnelux gestaltung, Halle (Saale) | eindruck Magdeburg

ISSN-Nr.: 2194-2307

Spendenkonto: BIC: MARKDEF1810 | IBAN: DE74 8100 0000 0081 0015 16

Die Veröffentlichung stellt keine Meinungsäußerung der Herausgeber dar. Für die inhaltlichen Aussagen sowie für die Veröffentlichungsrechte der verwendeten Fotos tragen die Autoren die Verantwortung.

Gedenkstätte KZ Lichtenburg Prettin

Prettiner Landstraße 4 | 06925 Annaburg, OT Prettin | phone (035386) 60 99 75 | fax (035386) 60 99 77
mail: info-lichtenburg@stgs.sachsen-anhalt.de | Öffnungszeiten: Dienstag bis Donnerstag 9 bis 15.30 Uhr
Freitag 9 bis 13 Uhr | jeder letzte Sonntag im Monat 13 bis 17 Uhr sowie nach Vereinbarung

Gedenkstätte für Opfer der NS-„Euthanasie“ Bernburg

c/o Fachklinikum für Psychiatrie Bernburg | Olga-Benario-Str. 16/18 | 06406 Bernburg
phone (03471) 31 98 16 | fax (03471) 64 09 691 | mail: info-bernburg@stgs.sachsen-anhalt.de
Öffnungszeiten: Dienstag bis Donnerstag 9 bis 16 Uhr | Freitag 9 bis 12 Uhr
jeder erste Sonntag im Monat 11 bis 16 Uhr sowie nach Vereinbarung

Gedenkstätte für die Opfer des KZ Langenstein-Zwieberge

Vor den Zwiebergen 1 | 38895 Halberstadt, OT Langenstein | phone (03941) 56 73 24 | phone/fax (03941) 30 248
mail: info-langenstein@stgs.sachsen-anhalt.de | Öffnungszeiten (Dauerausstellung): Dienstag bis Freitag
9 bis 15.30 Uhr | jedes letzte Wochenende (Samstag und Sonntag) in den Monaten April bis Oktober
14 bis 17 Uhr sowie nach Vereinbarung

Gedenkstätte ROTER OCHSE Halle (Saale)

Am Kirchtor 20b | 06108 Halle | phone (0345) 22 01 337 | fax (0345) 22 01 339
mail: info-roterochse@stgs.sachsen-anhalt.de | Öffnungszeiten: Dienstag bis Freitag 10 bis 16 Uhr
jedes erste Wochenende im Monat (Samstag und Sonntag) 10 bis 17 Uhr sowie nach Vereinbarung

Gedenkstätte Moritzplatz Magdeburg

Umfassungsstraße 76 | 39124 Magdeburg | phone (0391) 24 45 590 | fax (0391) 24 45 599 9
mail: anmeldung-moritzplatz@stgs.sachsen-anhalt.de | Öffnungszeiten: Montag bis Mittwoch 9 bis 16 Uhr
Donnerstag: 9 bis 18 Uhr | Freitag 9 bis 14 Uhr | jeder erste Sonntag im Monat 10 bis 16 Uhr
sowie nach Vereinbarung

Gedenkstätte Deutsche Teilung Marienborn

An der Bundesautobahn A2 | 39365 Marienborn | phone (039406) 92 090 | fax (039406) 92 099
mail: info-marienborn@stgs.sachsen-anhalt.de | Öffnungszeiten: Dienstag bis Sonntag 10 bis 17 Uhr
sowie nach Vereinbarung

Gruppenführungen bitten wir grundsätzlich vorher anzumelden.

Stiftung Gedenkstätten Sachsen-Anhalt

Geschäftsstelle | Umfassungsstraße 76 | 39124 Magdeburg
phone (0391) 244 55 930 | fax (0391) 244 55 998
mail: info-geschaefsstelle@stgs.sachsen-anhalt.de
web: www.stgs.sachsen-anhalt.de



STIFTUNG GEDENKSTÄTTEN SACHSEN-ANHALT

